

change

Das Magazin der Bertelsmann Stiftung > 3/2012

ZIVILGESELLSCHAFT

Weil Helfen glücklich macht

Wie Engagement gelebt und gefördert wird

WÜRDIGUNG Zum Abschied von Prof. Dr. Gunter Thielen als Vorstandsvorsitzendem der Bertelsmann Stiftung

BÜRGERBETEILIGUNG Kanzlerin Dr. Angela Merkel im Dialog mit Bürgern

NEUE STIMMEN Rolando Villazón fördert junge Opertalente



change | reader

Zivilgesellschaft

E-Book

Auch zu dieser Ausgabe von „change“ erscheint ein **change | reader** als E-Book zur Vertiefung des Schwerpunktthemas. Er fasst Auszüge aus Veröffentlichungen und Verlagspublikationen der Bertelsmann Stiftung zusammen.

change | reader erscheinen als kostengünstige Downloads immer parallel zum Magazin. Das E-Book „Zivilgesellschaft“ vermittelt mit Studien, Untersuchungen und Analysen einen Einblick in die Arbeit der Bertelsmann Stiftung.



Weitere **change | reader** sind erschienen zu den Schwerpunkten „Jugend“, „Demographischer Wandel“, „Bürgerbeteiligung“, „Frauen bewegen“, „Kulturen im Dialog“, „Engagierte Unternehmen“ und „Chancen für Kinder“.

Jeder **change | reader** ist als E-Book für 1,99 Euro erhältlich. Downloads unter:

www.bertelsmann-stiftung.de/ebooks



Regina Körner
Leitung Kommunikation

Editorial

Die Zivilgesellschaft der Zukunft

Weltweit engagieren sich Millionen Menschen für Themen, die ihnen unter den Nägeln brennen. Egal ob es dabei um Einzelfallhilfe oder weltweite Projekte geht – das Engagement von heute ist vernetzter, organisierter, internationaler und damit weitaus effektiver als jemals zuvor. In dieser Ausgabe von „change“ stellen wir Menschen und Geschichten vor, die für eine Zivilgesellschaft der Zukunft stehen und die zeigen, wie viel mehr man auf diese Weise bewegen kann

Die organisierte Zivilgesellschaft – der Dritte Sektor – ist ungefähr so groß wie die deutsche Bauwirtschaft und bewegt 89 Milliarden Euro jährlich. Dabei setzen allein die Bereiche Gesundheit und Soziales rund 51 Milliarden Euro im Jahr um. Jeder zehnte sozialversicherungspflichtig beschäftigte Arbeitnehmer in Deutschland arbeitet in einer Non-Profit-Organisation. Zudem engagieren sich 38 Prozent aller Deutschen freiwillig und unentgeltlich in insgesamt rund 600.000 Vereinen, Stiftungen, Initiativen, Verbänden oder Genossenschaften. So die aktuellen Zahlen.

Schon immer haben Menschen für sich und andere Verantwortung übernommen. Sie haben mitgedacht, Missstände aufgedeckt und Dinge verändert. Überall auf der Welt. Und zu jedem Thema, ob Umweltschutz oder soziale Dienste, ob Bildung oder Armutsbekämpfung. Doch nie war die Zivilgesellschaft so vernetzt und organisiert wie heute. Und nie zuvor hatte sie solche Möglichkeiten, zu handeln und effektiv Dinge zu verändern. Darum geht es in dieser Ausgabe von „change“.

Unsere Geschichten zeigen viele Facetten, denn die Zivilgesellschaft ist individueller, flexibler und internationaler geworden. Individueller, weil wir heute zum Beispiel Möglichkeiten wie das freiwillige soziale Jahr haben, das aktuell rund 40.000 junge Menschen in Deutschland ihren Interessen entsprechend leisten, oder den neuen Bundesfreiwilligendienst mit noch einmal rund 35.000 Engagierten. Flexibler, weil der Bedarf und die Einsatzmöglichkeiten erkannt und geplant werden können. Eine Ehrenamtsagentur, die engagierte Bürger und Projekte zielgerichtet zusammenbringt, ist dafür ein gutes Beispiel. Internationaler schließlich, weil sich die

Welt im Zuge der Globalisierung vernetzt, verbindet und wir alle voneinander lernen. Sonst würde eine Organisation wie Fairtrade heute längst nicht so professionell organisiert, logistisch so gut aufgestellt und qualitativ so führend sein. Und auch eine Initiative wie Teach First, die vor Jahren ganz klein in den USA begonnen hat, würde heute nicht in so vielen Ländern der Erde erfolgreich sein.

Interessant ist aber auch die Frage, welche Menschen hinter all den Ideen und Initiativen stehen. Von weltumspannenden Organisationen über regionale und lokale Netzwerke bis hin zu einzelnen Stiftern ist alles vertreten. Die Bertelsmann Stiftung steht dabei mit ihren Ideen in der Tradition ihres eigenen Stifters: Reinhard Mohn. Er war es, der 1996 in Gütersloh die erste Bürgerstiftung Deutschlands gründete. Und auch diesen Bereich der Zivilgesellschaft beleuchten unsere Geschichten. Am Beispiel einer Bürgerstiftung, die bei ihrer Arbeit so manche Hürde überwinden musste, aber auch am Beispiel einzelner Personen, die durch eigene Erfahrungen und Schicksale eine Stiftung gegründet haben.

Außerdem in dieser Ausgabe von „change“: eine Würdigung von Wolfram Weimer, dem Verleger des Magazins „Cicero“ und ehemaligen Chefredakteur von „Die Welt“ und „Focus“; zum Abschied des Vorstandsvorsitzenden Prof. Dr. Gunter Thielen. Thielen hatte der Satzung entsprechend den Vorstandsvorsitz mit seinem 70. Geburtstag im August an Aart De Geus abgegeben.

Viel Spaß beim Lesen!

Ihre Regina Körner



Abschied und Rückblick > Prof. Dr. Gunter Thielen verlässt den Vorstand der Bertelsmann Stiftung. Eine prominente Würdigung > S. 10



Wandel der Zivilgesellschaft > Fairtrade-Produkte sind nur eines von vielen Themen, die einen Wandel durchlaufen haben > S. 20

Aktuell >

06 News aus der Stiftung

Immer mehr Schulen stellen auf Ganztagsbetrieb um

10 Mensch und Manager

Journalist und Verleger Wolfram Weimer zum Abschied von Prof. Dr. Gunter Thielen

14 Premiere: Bürgerforum mit der Kanzlerin

Dr. Angela Merkel diskutiert mit Bürgern über die Zukunft Deutschlands

Schwerpunkt: Zivilgesellschaft >

18 Neue Wege zu einer starken Gesellschaft

Neue Trends schaffen neue Strukturen

20 Die Zukunft selbst gestalten

Flexibler, individueller, internationaler - wie sich die Zivilgesellschaft aktuellen Herausforderungen anpasst

28 Bürgerstiftung mit Hürden

Dass Stiftungsarbeit mitunter zäh sein kann, erlebt die Spreewaldstiftung immer wieder - und hat Erfolg

34 Motive eines Stifters

José Carreras sagt uns, warum er seine Leukämienstiftung gründete

38 Voneinander lernen

Die Bildungsinitiative Teach First startete in den USA, kam dann nach London und ist inzwischen weltweit erfolgreich

44 Social Investment

Wie die Cap-Märkte in ganz Deutschland eine Erfolgsgeschichte feiern und warum ihr Finanzierungskonzept funktioniert

48 Den Alltag erleichtern

Vor allem alte Menschen sind auf paritätische Dienste angewiesen

54 Die Zivilgesellschaft erforschen

Wie sieht die Zivilgesellschaft aus, und woran lässt sich ihr Erfolg messen? Interview mit Prof. Dr. Helmut Anheier

58 Kommentar

Dr. Brigitte Mohn über den Wert einer starken Zivilgesellschaft



International > Die Initiative Teach First ist heute weltweit vertreten – weil andere Länder die gute Idee mittlerweile übernommen haben > S. 38



Social Investment > In den Cap-Märkten bekommen Menschen mit Handicap eine Chance auf dem Arbeitsmarkt > S. 44

Stiftung >

- 60 Stars von morgen im TV**
Rolando Villazón fördert Teilnehmer der „Neuen Stimmen“
- 64 Videodreh mit Culcha Candela**
Prominente Hip-Hop-Band besuchte Gewinner von „Alle Kids sind VIPs“
- 68 Salzburger Trilog**
30 Persönlichkeiten aus 16 Ländern fragten sich: „Kann Wirtschaftswachstum sozial und ökologisch nachhaltig sein?“
- 72 News international**
Konferenz in Brüssel: Beschäftigung in jedem Alter

Rubriken >

- 03 Editorial**
- 71 Service:** Neuerscheinungen
- 74 Kolumne:** Yared Dibaba (3) – Kulinarische Pattsituation
- 75 Vorletzte Seite/Impressum**



Neue Stimmen > Teilnehmer der „Neuen Stimmen“ trafen Rolando Villazón bei der Aufzeichnung der Sendung „Stars von morgen“ > S. 60

Stiftung

Blühendes Geschenk an die Stadt

Liz Mohn weihte neuen Lavendelgarten in Gütersloh ein

Stadt Gütersloh: Einen Lavendelgarten hatten Vorstand und Mitarbeiter der Bertelsmann Stiftung Liz Mohn zum runden Geburtstag 2011 geschenkt. Dieser sollte die mediterrane Anlage in Güterslohs Botanischem Garten bereichern. Mit einer offiziellen Eröffnung wurde das blühende Geschenk nun eingeweiht. „Wir sind glücklich, dankbar und entzückt über dieses wunderbare Geschenk, das nun den Bürgern dieser Stadt zu gute kommt“, sagte Bürgermeisterin Maria Unger. Für sie sei der Lavendelgarten ein Symbol der Verbundenheit mit der Stadt, in der Liz Mohn lebe. „Ich freue mich sehr, dass dieses Geschenk allen Bürgern zugutekommt“, sagte Liz Mohn, stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung. „Dieser Lavendelgarten bringt den Duft der Provence und des Sommers nach Gütersloh.“

WEBLINK:

www.guetersloh.de

KONTAKT: Andreas Henke

andreas.henke@bertelsmann-stiftung.de



Feierliche Eröffnung des Lavendelgartens: Liz Mohn, stellvertretende Vorstandsvorsitzende der Bertelsmann Stiftung, und Güterslohs Bürgermeisterin Maria Unger (links)

FOTO: JAN VOTH

Gesundheit

Gibt es die Zweiklassenmedizin?

Eine Mehrheit der Deutschen glaubt, dass Privatpatienten besser behandelt werden als Kassenpatienten

Umfrage: Der aktuelle Gesundheitsmonitor von Bertelsmann Stiftung und Barmer GEK befragte 1.772 Männer und Frauen zwischen 18 und 79 Jahren nach dem Vertrauen in verschiedene Berufsgruppen. Zwar billigten 91 Prozent der Befragten den Ärzten ein sehr hohes oder eher hohes Vertrauen zu. Gleichzeitig stimmten 71 Prozent aber zumindest teilweise der These zu, dass es in Deutschland eine Zweiklassenmedizin gibt. Ungleichbehandlung, so das Ergebnis der Befragung, wird nicht nur bei Wartezeiten vermutet, sondern auch in der Behandlungsqualität. So nehmen 66 Prozent der befragten Privatversicherten und 69 Prozent der gesetzlich Versicherten an, dass Kassenpatienten mit weniger Zeit für ihre Behandlung zufrieden sein müssen. Dass neueste medizinische Erkenntnisse für Kassenpatienten seltener berücksichtigt werden, glauben 61 Prozent der privat und 66 Prozent der gesetzlich versicherten Befragten. Immerhin 50 beziehungsweise 57 Prozent der privat und der gesetzlich Versicherten denken, dass Kassenpatienten nicht so oft von besser wirkenden Medikamenten mit geringeren Nebenwirkungen profitieren.

Aber Privatpatienten sind nicht immer Nutznießer des Systems. Dr. Brigitte Mohn, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung: „Die Befragungsergebnisse deuten darauf hin, dass Privatpatienten sowohl in der Diagnostik als auch in der Therapie immer wieder überversorgt werden.“ So hätten acht Prozent der befragten Privatpatienten angegeben, bei



Sind alle vom Arzt verordneten Behandlungen und Untersuchungen immer notwendig? Nicht alle Privatpatienten finden das

sich selbst oder Bekannten letztlich überflüssige Operationen erlebt zu haben. Jeweils ein Fünftel berichtet von Untersuchungen, die als überflüssig empfunden wurden – vor allem Labor-, Ultraschall-, Röntgen- oder Kernspintuntersuchungen. Von überflüssigen Kontrollterminen berichtete fast ein Drittel.

WEBLINK:

www.bertelsmann-stiftung.de/gesundheitsmonitor

KONTAKT: Dr. Jan Böcken

jan.boecken@bertelsmann-stiftung.de

Stiftung

Neue Kuratoriumsmitglieder

Gremien: Das Kuratorium der Bertelsmann Stiftung hat zwei neue Mitglieder: **Prof. Dr. Jürgen Stark**, ehemaliger Chefvolkswirt der Europäischen Zentralbank, und **Dr. Ralph Heck**, Direktor von McKinsey & Company, verstärken ab September 2012 das Aufsichts- und Kontrollgremium.

Sie folgen in dieser Funktion auf Prof. Dr. Elisabeth Pott, Direktorin der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, und Klaus-Peter Sieglösch, Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Luftverkehrswirtschaft e. V.



Neue Kuratoriumsmitglieder: Prof. Dr. Jürgen Stark (links) und Dr. Ralph Heck

KONTAKT: Andreas Henke

andreas.henke@bertelsmann-stiftung.de

FOTOS: BERTELSMANN STIFTUNG, EZB, MC KINSEY

Bildung

Reformprojekt Ganztagschule

Immer mehr Schulen stellen auf Ganztagsbetrieb um, aber es fehlen Konzepte und Qualitätsstandards

Studie: Der Ausbau der Ganztagschulen kommt zwar voran – eine aktuelle Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) im Auftrag der Bertelsmann Stiftung stellt aber ein konzeptionelles Vakuum fest. Bildungsforscher Prof. Dr. Thomas Rauschenbach bemängelt als Autor der DJI-Studie, der bisherige Ausbau sei „eine Reise in die Zukunft ohne klares Ziel“. Ganztagschulen gibt es bislang als höchst unterschiedliche Organisationsformen und Typen: Offene, gebundene oder teilgebundene Ganztagschulen, also mit freiwilliger bis verpflichtender Teilnahme, vari-

ieren erheblich in Zeitstruktur, Kooperationen, Angeboten und individueller Förderung. Nur 13 Prozent der Schüler besuchen eine gebundene Ganztagschule, in der die Teilnahme am ganztägigen Unterricht für alle Schüler verbindlich ist. Dieser Form der Ganztagschule attestiert die Studie besonders große Möglichkeiten, das soziale und kognitive Lernen zu fördern.

Wir fragten den Bildungsexperten **Dr. Jörg Dräger**, Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung, nach den Chancen, die Ganztagschulen bieten.



Dr. Jörg Dräger ist Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung und ehemaliger Hamburger Bildungssenator

WEBLINK:
www.bertelsmann-stiftung.de/Ganztagschulen

KONTAKT: Ulrich Kober
ulrich.kober@bertelsmann-stiftung.de

Interview mit Dr. Jörg Dräger

CHANGE: Welche Vorteile haben gebundene Ganztagschulen?

Dr. Jörg Dräger: Die gebundene, für alle Schüler verbindliche Ganztagschule bietet gegenüber der offenen Ganztagschule die besseren Rahmenbedingungen, um jedes Kind individuell zu fördern. Sie ermöglicht es den Schülern, Konzentrations- und Entspannungsphasen abwechseln zu lassen und den starren 45-Minuten-Takt aufzubrechen. Erfolge lassen sich ablesen an besserem Sozialverhalten, höherer Lernmotivation, besseren Noten und weniger Klassenwiederholungen. Und die Eltern werden bei der Hausaufgabenhilfe entlastet.

Wann ist eine Ganztagschule eine gute Ganztagschule?

Es gibt drei wesentliche Bedingungen: erstens eine regelmäßige Teilnahme aller Schüler, zweitens eine hohe Qualität der Lernangebote und drittens eine Einbettung in kommunale Bildungslandschaften – also die Zusammenarbeit etwa mit Kindertagesstätten, anderen Schulen, Ausbildungsbetrieben, Musikschulen und Sportvereinen.

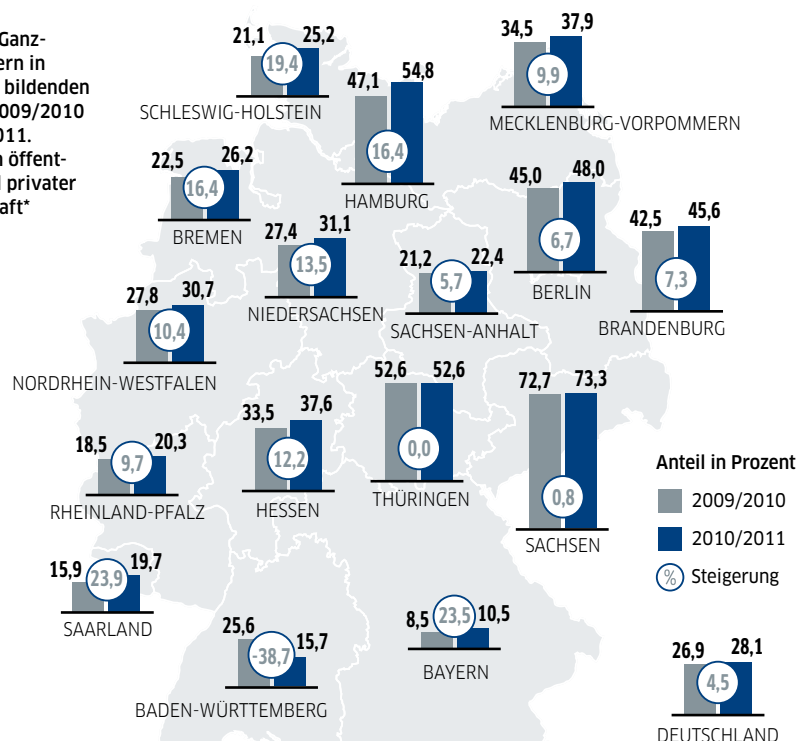
Wie kann der quantitative und qualitative Ausbau beschleunigt werden?

Ein Rechtsanspruch auf einen Ganztagschulplatz wäre ein Hebel, um den Ausbau zu beschleunigen. Mehr Ganztagschulen alleine helfen allerdings nicht. Wir müssen dringend das konzeptionelle Vakuum überwinden, das die Ganztagschule heute noch umgibt. Und es muss geklärt werden, wie der Ausbau finanziert wird. Die knapp zehn Milliarden Euro, die ein flächendeckender Ausbau kostet, können Länder und Kommunen nicht aufbringen. Es braucht politischen Mut zur Umfinanzierung. Alleine durch Streichung des Ehegattensplittings für Kinderlose wären sieben Milliarden Euro zu mobilisieren. Das zeigt: Der Ausbau ist bezahlbar.

Mehr Ganztagschüler

Nur jeder vierte Schüler geht in Deutschland ganztags zur Schule. Dabei ist jede zweite Schule mittlerweile eine Ganztagschule

Anteil an Ganztagschülern in allgemein bildenden Schulen 2009/2010 – 2010/2011. Schulen in öffentlicher und privater Trägerschaft*



* für Hessen, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt liegen Zahlen nur für öffentliche Schulen vor
Quelle: Sekretariat der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland; Prof. Klaus Klemm

Integration

Integrationspolitik besser koordinieren

Jahresgutachten zeigt konkurrierende Zuständigkeiten

Zuwanderung: Nordrhein-Westfalen ist Vorreiter bei der Vernetzung von Kommunen in der Integrationspolitik. Das zeigt das aktuelle Jahresgutachten des Sachverständigenrates deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR), das untersucht, wie funktionstüchtig die integrationspolitische Zusammenarbeit zwischen Bund, Ländern und Kommunen ist.

Während in NRW die Regionalen Arbeitsstellen zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien (RAA) wichtige Arbeit bei der institutionellen Verankerung von Integrationspolitik in den Kommunen leisten, ist die Integrationsarbeit in anderen Ländern schwerer.

Bund, Länder und Kommunen haben häufig parallele, sich überschneidende und sogar konkurrierende Zuständigkeiten, was eine effektive Bündelung integrationspolitischer Maßnahmen erschwert. Daher empfiehlt der SVR, eine zentrale Serviceagentur für kommunale Integrationspolitik einzurichten. Neben einem Informationstransfer sollte diese die Kommunen bei der Übertragung von andernorts erprobten Konzepten und Modellen beraten.

WEBLINK:
www.svr-migration.de/content

KONTAKT: Dr. Anke Knopp
anke.knopp@bertelsmann-stiftung.de



Das aktuelle Jahresgutachten können Interessierte auf der Internetseite des SVR abrufen



„Patienten müssen von der Notwendigkeit einer Therapie überzeugt sein und gemeinsam mit dem Arzt die Entscheidung über die individuelle Ausgestaltung treffen“

Dr. Brigitte Mohn,
Vorstandsmitglied der
Bertelsmann Stiftung

Gesundheit

Therapieabbruch ist teuer

Würden Patienten bei der Bewältigung und Behandlung ihrer Krankheit besser unterstützt, ließen sich Produktionsausfälle in Milliardenhöhe vermeiden

Studie: Chronische Krankheiten sind in Deutschland weit verbreitet. Davon betroffene Arbeitnehmer verursachen Produktivitätsausfälle in Milliardenhöhe. Spitzenreiter dabei sind Krankheiten wie Depression und chronische Rückenschmerzen.

Die Wirtschaft in Deutschland könnte alleine im Jahr 2012 bis zu 20 Milliarden Euro zusätzlich erwirtschaften, wenn chronisch kranke Arbeitnehmer bei der Bewältigung und Behandlung ihrer Krankheit besser unterstützt würden. Zu diesem Ergebnis kommt die gemeinsame Studie „Effekte einer gesteigerten Therapietreue“ der Bertelsmann Stiftung und der internationalen Strategieberatung Booz & Company.

Wirksame Maßnahmen zur Verbesserung der Therapietreue und -wirksamkeit setzen sowohl an den Lebensumständen als auch am Verhalten der Betroffenen an. Es geht um Medikamenteneinnahme, Diäten, aber auch um Arbeitsabläufe oder Pausengestaltung, und vor allem spielt auch die langfristige Umstellung der Lebensgewohnheiten eine entscheidende Rolle. „Patienten

müssen von der Notwendigkeit einer Therapie überzeugt sein und gemeinsam mit dem Arzt die Entscheidung über die individuelle Ausgestaltung treffen“, sagt Dr. Brigitte Mohn, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung.

Die betroffenen Patienten dürften mit dieser Herausforderung nicht alleingelassen werden, betont Dr. Brigitte Mohn außerdem: „Um die vorhandenen Potenziale für Patienten und Volkswirtschaft zu realisieren, bedarf es dringend eines ressortübergreifenden Vorgehens der Politik in Abstimmung mit den Sozialpartnern und den relevanten Akteuren des Gesundheitswesens.“

WEBLINK:
www.bertelsmann-stiftung.de/studietherapietreue

KONTAKT: Dr. Jan Böcken, Stefan Etgeton
jan.boecken@bertelsmann-stiftung.de
stefan.etgeton@bertelsmann-stiftung.de

Centrum für Hochschulentwicklung

Studieren ohne Abitur

Nachfrage in Deutschland so hoch wie nie zuvor

Hochschule: 2,1 Prozent der Studienanfänger schreiben sich ohne Abitur an den Hochschulen ein. Damit hat sich die Quote gegenüber dem Jahr 2007 verdoppelt. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie des Centrum für Hochschulentwicklung (CHE). Als Gründe für diesen Trend macht das CHE erleichterte Zugangsbedingungen und die vermehrte Einrichtung von spezifischen Studienangeboten aus. Nutzen können dieses Angebot vor allem Personen mit Meistertitel und ähnlichen hochqualifizierten Berufsbildungsabschlüssen. In 14 von 16 Bundesländern sind diese inzwischen den klassischen Abiturienten gleichgestellt und können sich für jeden Studiengang an jeder Hochschule ihrer Wahl bewerben. Auch Personen mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung und mehrjähriger Berufspraxis haben es nun leichter, den Weg in die Hochschule zu finden. In 16 Bundesländern erhalten sie einen fachlich beschränkten Hochschulzugang, das heißt, sie können sich um Plätze in Studienfächern bewerben, die eine fachliche Nähe



Studieren ohne Abitur – so beliebt wie nie zuvor

zu ihrer beruflichen Tätigkeit haben. Allerdings: In allen Bundesländern gibt es weiterhin sehr viele unterschiedliche Detail- und Ausnahmeregelungen. Studierwillige ohne Abitur müssen sich durch einen Dschungel von Verordnungen wühlen, um über die Sonderkonditionen in den Bundesländern im Bilde zu sein.

WEBLINK:
www.che.de

KONTAKT: Dr. Sigrun Nickel
sigrun.nickel@che.de

Bildung

Strategien gegen Erzieherinnenmangel

Teilzeitkräfte in Kitas sollen ihre Stundenzahl erhöhen

Kinderbetreuung: Im kommenden Jahr werden bis zu 15.000 Erzieherinnen in Kindertagesstätten fehlen. Der Grund: Der Rechtsanspruch auf einen Kita-Platz ab dem vollendeten ersten Lebensjahr wird am 1. August 2013 in Kraft treten. 42.000 Fachkräfte werden dann für die neu zu schaffenden Kita-Plätze benötigt. Der Arbeitsmarkt gibt diese aber nicht vollständig her. Das hat der „Ländermonitor Frühkindliche Bildungssysteme“ der Bertelsmann Stiftung errechnet. Und schlägt gleichzeitig einen Ausweg vor: Möglichst viele Teilzeitbeschäftigte in Kitas sollten ihre Stundenzahl erhöhen. Denn der Anteil an Teilzeitarbeitsplätzen im Kita-Bereich ist mit knapp 60 Prozent deutlich höher als in anderen Branchen in Deutschland, wo nur etwa jeder dritte Arbeitnehmer in Teilzeit arbeitet.

Das Land Thüringen hat gezeigt, dass gezielte Förderung von Vollzeitbeschäftigung wirkt. Dort ist der Anteil der Vollzeitbeschäftigten in den Kitas innerhalb eines Jahres von 28 auf 39 Prozent

gestiegen. Denn die thüringische Landesregierung hat die Träger von Kindertageseinrichtungen verpflichtet zu prüfen, ob Erzieherinnen ihre Stundenzahl ausweiten können. Dr. Jörg Dräger, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung, bewertet den hohen Anteil von Teilzeitbeschäftigten in Kitas kritisch: „Kinder brauchen in ihrer Kita eine feste Bezugsperson. Das ist eine zentrale Frage der Qualität außerfamiliärer Kinderbetreuung.“ Dieser Qualitätsanspruch könnte nur eingelöst werden, wenn mehr pädagogische Fachkräfte in Vollzeit arbeiten. „Politik und Träger sollten deshalb mehr Anreize für Vollzeitbeschäftigung schaffen“, empfiehlt Dräger.

WEBLINK:
www.laendermonitor.de

KONTAKT: Anette Stein, Kathrin Bock-Famulla
anette.stein@bertelsmann-stiftung.de
kathrin.bock-famulla@bertelsmann-stiftung.de



Mehr Erzieherinnen! Der Qualitätsanspruch in der außerfamiliären Kindererziehung kann nur eingelöst werden, wenn mehr pädagogische Fachkräfte in Vollzeit arbeiten

Prof. Dr. Gunter Thielen

Mensch und Manager

Seit 2008 war Prof. Dr. Gunter Thielen Vorstandsvorsitzender der Bertelsmann Stiftung. Eine Zeit voller Denkanstöße, innovativer Ideen und internationaler Begegnungen. Im August gab er nun den Vorstandsvorsitz ab

Von Wolfram Weimer



WOLFRAM WEIMER

Der Autor ist Verleger und Gründungsherausgeber des Magazins „Cicero“ und war Chefredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ sowie des Nachrichtenmagazins „Focus“. In seinem Verlag erscheinen eine Reihe von Wirtschaftsmedien, darunter die „Börse am Sonntag“

Es gibt Berufe, die verlangen eine sachliche Balance – Ingenieure, Juristen, Ärzte etwa sind die Fahnder des Objektiven. Dann gibt es Berufe, die eine äußerliche Balance erfordern: Politiker, Richter, Pfarrer, Lehrer zum Beispiel – sie müssen immer sichtbar Gleichgewicht halten. Es gibt aber auch Berufe, bei denen

man eine existenzielle Balance braucht: Forscher, Unternehmer, Vorstandsvorsitzende gehören dazu. Sie leben mit größeren Ungewissheiten als andere und kommen schneller an fundamentale Fragen. An ihnen zeigt sich die grandiose Perspektive und zugleich die grundlegende Zerbrechlichkeit vieler Dinge, sie haben ein feines Sensorium für Risiken und Rettungsmaßnahmen, für Abstürze und Aufbrüche. Sie sind die Wager unter uns. Sie wägen und wagen zugleich.

Im Leben Chancen sehen

Gunter Thielen ist so ein Wager. Er sieht im Leben vor allem Chancen. Darum nimmt er sich Probleme nicht im skeptischen Gestus des Verneiners an, nicht im aufbrausenden Modus des Anklägers, nicht im arroganten Stil des Besserwissers und auch nicht im Gewand des opportunistischen Schönredners – er wählt in aller Regel den ruhigen

Ton eines kritischen Helfers. Er blickt erwartungsvoll auf seine Protagonisten und konstruktiv auf die Mitwelt. Was bei anderen ein optimistisches Jugendphänomen ist, kann man bei Thielen als Charakterzug diagnostizieren.

Liz Mohn beschreibt die seltene Balance zwischen Wägen und Wagen, zwischen Führung und Fürsorge so: „Für wenige gilt die Losung ‚Führen heißt Dienen‘ so sehr wie für ihn. Er ist ein Anhänger und Verfechter der partnerschaftlichen Unternehmenskultur von Bertelsmann.“ Er würde diese Haltung aber auch ohne Bertelsmann verfechten. Denn seine Überzeugungen sind wie seine Treue – eine Selbstverständlichkeit. Er ruht in sich und seinen Werten.

Im Bertelsmann-Konzern beschreiben ihn viele als „ruhigen, in sich gefestigten Mann, den so schnell nichts umwerfen kann“. Als einen Chef, „der auch in kritischen Situationen den Überblick bewahrt“. Als ei-

FOTOS: BERTELSMANN STIFTUNG, INTERTOPICS



Prof. Dr. Gunter Thielen mit Reinhard Mohn beim Festakt zum Carl Bertelsmann-Preis 2006. Thema: „Älter werden – aktiv bleiben“



BürgerForum 2009 mit Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel



„Für ihn gilt die Losung: Führen heißt Dienen“

Liz Mohn über Prof. Dr. Gunter Thielen

nen „Selbstbewussten, der sich nicht blenden lässt und trotzdem für Ratschläge offen ist“. Das sind irgendwie Klassiker der guten Führungskraft. Das Besondere aber liegt in seinem Fall darin: Er ist ein Hoffender geblieben – und das nach all den Jahren in der glitzernden Medienwelt voller Eitelkeit und Neid und Zynismus. Gunter Thielen glaubt auch in Kleinigkeiten an eine bessere Welt.

Er ist mit dieser Haltung wie der Arzt Bernard Rieux in Camus' „Pest“: die Inkarnation des Handelnden, des helfenden Tatmenschen, der in sich ruht und weder verzweifelt noch wildert, selbst wenn es bitterer wird. Rieux wie Thielen sind freundliche Existenzialisten, die wie Sisiphus tagaus, tagein Steine steile Berge hinaufrollen können, ohne zu verzagen. Und selbst wenn sie tags drauf wieder runterrollen sollten, werden sie das Tagwerk neu beginnen. Existenzialistisch geprägt: „Treu der Arbeit, treu dir selbst, so bist du frei!“

Die Wurzeln im Saarland

Vielleicht ist dieser konstruktive Existenzialismus eine unbewusste Hinterlassenschaft des Saarlandes, in dem Thielen 1942 geboren wurde, vielleicht aber auch eine Ligatur des Realwissenschaftlichen. Denn Gunter Thielen studierte Maschinenbau und Wirtschaftswissenschaften an der RWTH Aachen und wurde zum Dr.-Ing. promoviert. Ab 1970 nahm er diverse Führungspositionen innerhalb der BASF-Gruppe in Ludwigshafen wahr. 1976 wurde er Technischer Leiter der Wintershall-Raffinerie in Kassel. 1980 wechselte er zu Bertelsmann, als Vorsitzender der Geschäftsführung des Tief- >>



Gedankenaustausch mit Kofi Annan 2006 in Berlin



Veranstaltung „Zukunftsmodell Soziale Marktwirtschaft“ 2011: Liz Mohn und Prof. Dr. Gunter Thielen begrüßen die Bundesministerin für Arbeit und Soziales, Ursula von der Leyen

druckunternehmens Maul-Belser in Nürnberg. Ab 1985 war er Mitglied des Vorstands der Bertelsmann AG und Leiter der Produktlinie Bertelsmann Industrie (seit 1999: Arvato AG). Unter seiner Ägide erhöhte sich die Zahl der Mitarbeiter von 9.000 auf 30.000, und das Ergebnis dieses Unternehmensbereiches vervüffachte sich. Trotz seiner Erfolge bleibt Thielen bescheiden. Und weil Bescheidenheit ein Wertpapier ist, von dem gewöhnlich andere die Zinsen abschneiden, war er schon 2002 auf dem Weg an die Spitze der Bertelsmann Stiftung, ehe er dann plötzlich den Konzern aus der Hinterlassenschaft eines Unbescheidenen retten musste. Also wieder zurück zum Steinerollen: das operative Geschäft konsolidieren, die Musiksparten von Sony und BMG fusionieren, die Tiefdruckbetriebe mit Springer verbünden, den Anteil an RTL aufstocken, den Rückkauf eines Aktienpakets des belgischen Finanzinvestors für 4,5 Milliarden Euro stemmen und einen neuen Vorstandschef aufbauen. Ganz nebenbei noch Asien und Osteuropa erobern. Dem Ingenieur war nichts zu schwer.

Der Wechsel in die Stiftung

Anfang 2008 war das Haus wieder bestellt und mit dem Thielen'schen Grundvertrauen ausgestattet – und so wechselte er endgültig hinüber zur Stiftung. Ein spannender Neubeginn für einen existenzialistischen Tatmenschen, für einen Wager. Doch die Mitarbeiter staunten nicht schlecht, als der

Macher auch mit Denkern konnte, der Ingenieur die Genies um sich sammelte.

Nun sind die Seiltänze der Karrieren immer auch Seiltänze des Ichs. In diesem Fall aber kam es auch deshalb zu keinem Absturz, weil Thielen sich einmal mehr treu blieb. Er rollte Steine, diesmal mehr geistige, politische und wissenschaftliche. Aber er rollte sie, auch indem er anderen die Freiheit zum Rollen gewährte: „Ein motivierter Mitarbeiter ist der beste Garant für den Erfolg eines Unternehmens“, sagt Thielen jahraus, jahrein aus tiefer Überzeugung und motivierte nun die Intellektuellen. Und so wie er sich zuvor als Manager vehement dagegen wehrte, Mitarbeiter nur als Kostenfaktor zu sehen, so machte er daraus nun eine proklamatorische Forschung. In Fragen der Bildung und des sozialen Zusammenhalts entwickelte die Stiftung unter seiner Ägide eine Leuchtturmfunktion.

Seine Begründung für das Engagement der Stiftung zur Neubelebung der sozialen Marktwirtschaft: „Die Schere zwischen Arm und Reich ist zu weit auseinandergegangen. Die tragende Mittelschicht ist an den Rändern abgeschmolzen. Das darf so nicht weitergehen. Die Armut breiter Schichten schließt inzwischen 25 Prozent der Gesellschaft aus. Ihnen fehlt eine Grundbildung. Der Abschluss aus dem normalen Leben aber führt zu Enttäuschung und Aggression. Auf diese Art erzeugen wir Parallelgesellschaften. 40 Prozent der Menschen mit ausländischer Herkunft haben keine abge-

schlossene Berufsausbildung. Sie sind die Hartz-IV-Empfänger von morgen.“

Und also stürzt sich die Stiftung in die Arbeit, forscht und berät, klärt auf und vernetzt, macht transparent und weist Lösungen auf – und zwar gerade nicht die einfachen, ideologischen, naheliegenden. Thielens Pragmatismus prägte die Stiftung im Sinne einer unideologischen Offenheit und konstruktiven Zielorientierung. Das schnelle politische Süppchen konnte man mit ihm nicht kochen.

Auch darum ist die Bertelsmann Stiftung in Politik und Gesellschaft heute im Genuss größter Anerkennung. Die Reformkonzepte sind gefragt, das Kompetenzzentrum in Gütersloh wird allseits respektiert. Ob Schulen mit Laptops ausgestattet werden, der deutsche Lernatlas und das Hochschulranking die Bildungsrepublik definieren, die Finanzmärk-

„Ein motivierter Mitarbeiter ist der beste Garant für den Erfolg eines Unternehmens“

Prof. Dr. Gunter Thielen



International Bertelsmann Forum 2006 mit dem ehemaligen Bundesaußenminister und Vizekanzler Hans-Dietrich Genscher



Konferenz „Back to Work“ in Washington 2011 mit Christine Lagarde, damalige französische Wirtschafts- und Finanzministerin und jetzige Direktorin des Internationalen Währungsfonds (IWF)



te neue Ratingagenturen bekommen oder umfassende Reformen für eine größere Bürgerbeteiligung präsentiert werden – die Bertelsmann Stiftung rollte in Thielen's Ära wichtige Steine durch die Republik.

Manager und politischer Geist

Und wenn andere sich nicht mehr trauen, grundsätzliche Reformen zu denken, dann kommt Thielen mit einem Wagnisstein um die Ecke seiner Stiftung und fordert eine Neuordnung unseres Wahlsystems: „Gerade Bundespolitiker sind fast ständig im Wahlkampf und müssen dafür viel Zeit aufwenden. Ich plädiere daher für die Zusammenlegung möglichst vieler Landtagswahlen und damit für längere wahlkampffreie Zeiten.“

Da merkte man plötzlich, dass dieser Ingenieur und Manager eben auch ein zutiefst politischer Geist ist, der über die Grenzen von Bilanzen, Buchdruckereien und Buchgewinnen hinausdenkt. Ein Mann, der 2005 die Kampagne „Du bist Deutschland“ initiierte, der Mitglied im Hochschulrat der Medienuniversität Stuttgart und Lehrbeauftragter der Universität Witten/Herdecke ist. Darum öffnete er die Bertelsmann Stiftung auch kommunikativ: „Es ist uns gelungen, unsere Themen nicht nur Experten, sondern stärker auch einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Zudem können wir inzwischen wesentlich souveräner und transparenter mit Kritik umgehen. Ich denke, diese Bilanz ist okay“, resümiert Thielen in lakonischer Beschei-

denheit die prächtige Lage der stolzen Institution. Er übergibt eine Bertelsmann Stiftung, die im besten Sinne des Wortes Denkfabrik geworden ist. Ein kreatives Frei- und Vordenker-Labor für die Republik, aber auch ein Ort der intellektuellen Selbstvergewisserung, des offenen Meinungsaustausches, der funktioniert wie einst die Agora in Athen.

Nun scheidet er aus – der Satzung der Bertelsmann Stiftung entsprechend, die dies von ihren Vorstandsvorsitzenden mit dem Abschluss des 70. Lebensjahres fordert. Und sagt ganz ohne Pathos: „Es hat mir immer Spaß gemacht. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, aufzuhören. Ich scheidet in bestem Einvernehmen.“ Da ist er wieder, der Rieux unter den Medienmanagern. Und weil er ein Rieux ist, hört er in Wahrheit nicht auf. Bei ein paar Projekten der Stiftung möchte er auch in Zukunft noch ein bisschen mitmischen: bei der Umsetzung des Vorschlages für eine internationale Non-Profit-Ratingagentur INCRA, bei der Konzipierung einer europäischen Arbeitsagentur, bei einem Projekt zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit in Spanien. Zudem übernimmt Thielen die Leitung der Walter Blüchert Stiftung in Gütersloh. Mit ihr will er gezielt unverschuldet in Not geratenen Menschen helfen, benachteiligten Jugendlichen und Migrationskindern. So wird er fortan aus den Räumen der Fricke-Villa, dem Weißen Haus von Gütersloh, das tun, was er immer tat: anpacken, machen, helfen, aufbauen. Steine rollen und darauf achten, dass niemand unter die Räder kommt. ■

vita >

Prof. Dr. Gunter Thielen

Gunter Thielen, am 4. August 1942 im Saarland geboren, studierte nach dem Abitur **Maschinenbau und Wirtschaftswissenschaften** an der Technischen Hochschule in Aachen. Der Promotion zum Dr.-Ing. folgten verschiedene Führungspositionen in der BASF-Gruppe, bevor er Technischer Leiter der Wintershall-Raffinerie in Kassel wurde. 1980 startete er seine Karriere bei **Bertelsmann**. Er wurde Vorsitzender der Geschäftsführung des Tiefdruckunternehmens Maul-Belser, Nürnberg. 1985 wurde er **Vorstand der Bertelsmann AG** und Leiter des Bereichs Druck- und Industriebetriebe, der 1996 in Bertelsmann Industrie und 1999 in die Arvato AG überging und zu den profitabelsten Bertelsmann-Bereichen gehört.

2001 wurde Thielen zusätzlich **Vorsitzender des Präsidiums der Bertelsmann Stiftung** sowie der Bertelsmann Verwaltungsgesellschaft.

Ein Jahr später folgte die Berufung zum **Bertelsmann-Konzernchef** und 2003 zusätzlich zum Aufsichtsratsvorsitzenden des zu Bertelsmann gehörenden Verlages **Gruner + Jahr**. Seit dem 1. Januar 2008 führte er als **Vorsitzender des Vorstands der Bertelsmann Stiftung**.

FOTOS: BERTELSMANN STIFTUNG



Oben: Internationale Konferenz „Responsible Sovereignty“ 2008 in Berlin mit UN-Generalsekretär Ban Ki-moon und dem damaligen Bundesaußenminister und Vizekanzler Frank-Walter Steinmeier

„Kronberger Gespräche“ 2012 in Istanbul mit Bundesaußenminister Guido Westerwelle

Links: Carl Bertelsmann-Preis 2008 „Integration durch Bildung“. Prominente Botschafter setzen sich gemeinsam mit Staatsministerin Maria Böhmer für den Integrationswettbewerb „Alle Kids sind VIPs“ der Bertelsmann Stiftung ein

Bürgerbeteiligung

Mit der Kanzlerin diskutieren

140 Menschen aus ganz Deutschland trafen Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel beim „Dialog über Deutschlands Zukunft“ in Berlin, um mit ihr über die wichtigsten Fragen und Herausforderungen der Zukunft unseres Landes zu diskutieren. Neuland für die Kanzlerin – und eine große Chance für die engagierten Bürger

Text: Tanja Breukelchen – Fotos: Frank Nürnberger

Mitreden. Fragen stellen. Und das am besten gleich der Bundeskanzlerin. Beim „Dialog über Deutschlands Zukunft“ (www.dialog-ueber-deutschland.de) diskutierte Dr. Angela Merkel von Mai 2011 bis Juli 2012 mit über 120 Fachleuten aus Wissenschaft und Praxis. 1,7 Millionen Bürger besuchten in der Zeit die Internetseite, 11.000 Vorschläge gingen ein, und 74.000 Kommentare wurden dazu abgegeben. Begleitet wurde das Ganze durch eine bundesweite Initiative von Bertelsmann Stiftung und Deutscher Volkshochschul-Verband e.V. So fanden Ende März in 50 deutschen Städten regionale Bürgerdialoge statt, in denen die von der Kanzlerin zur Diskussion gestellten Fragen thematisiert wurden. Bei der Abschlussveranstaltung in Berlin trat Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel jetzt direkt mit Teilnehmern in den Dialog.

Drei Kernfragen zur Zukunft

Wie wollen wir in Zukunft zusammenleben? Wovon wollen wir in Zukunft leben? Wie wollen wir in Zukunft lernen? – Diese drei Fragen standen von Anfang an im Mittelpunkt. „Wir haben uns gefragt, wie die Kernfragen aussehen“, erklärt die Bundeskanzlerin. „Und in den drei Fragen, dachten wir uns, können wir die Themen, die die Menschen bewegen, ganz gut abbilden.“

Der Grund für Dr. Angela Merkel, überhaupt in einen öffentlichen Dialog mit den Bürgern zu treten, sei ein bisschen auch Neugierde gewesen: „Ich muss ja auch mal etwas dazulernen. Oft werde ich gebeten, etwas zu sagen. Jetzt höre ich mal zu und bin auf die Anregungen gespannt.“ Vieles sei sehr aktuell und schnelllebig in der Politik, sagt sie, deshalb habe sie das Gefühl gehabt, sie müsse sich „in einer etwas längeren Linie mit der Frage beschäftigen, wo unser Land hingehet“. Der Dialog mit den Bürgern ist deshalb auch für sie ganz besonders spannend: „Das war Neuland und Neugierde!“

140 Teilnehmer aus 50 Orten

Die 140 Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Alter zwischen 14 und Mitte 70, die im Publikum saßen, kamen aus den 50 regionalen Diskussionsrunden und waren per Los für die gemeinsame Veranstaltung in der Hauptstadt ausgesucht und eingeladen worden. Daraus wurden wiederum die sechs Diskussionsteilnehmer gewählt, die mit aufs Podium durften: Cindy Cuchnia aus Böblingen, Schülerin am Wirtschaftsgymnasium, der Geo-Ökologe und zweifache Familienvater Uwe Friedel aus Radolfzell am Bodensee, der Energiemanagement-Student Jonas Lesch aus Flensburg, Abiturientin Lisa Engelbrecht aus Stralsund, Lisa



Klein, Schülerin an der Gesamtschule Olfen (NRW), und Mario Hoffmann, Lehrer für Geschichte aus Kaiserslautern.

Wie wollen wir leben?

Gleich zu Beginn gab es auf dem Podium bei der Frage „Wie wollen wir in der Zukunft zusammenleben?“ sehr konkrete Ideen und Vorschläge – Mehrnationenhäuser zum Beispiel, in denen viele Kulturen unter einem Dach wohnen sollen. „Wo sehr viele Migrantinnen und Migranten leben, ist das ein guter Gedanke“, sagte Dr. Angela Merkel und nahm die Idee gleich mit auf. Von ihr selbst kam die Idee von Bürgerhäusern, die gleich neben den Rathäusern stehen sollen und in denen die Menschen nicht >>



Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, Moderator Dr. Dominik Hierlemann (2. von links) und einige der Bürgerinnen und Bürger, die es von den insgesamt 140 anwesenden Teilnehmern per Losverfahren aufs Podium geschafft hatten

„Ich höre zu und bin auf die Anregungen gespannt“

Dr. Angela Merkel, Bundeskanzlerin



Rund 140 Menschen im Publikum verfolgten die Diskussion mit Dr. Angela Merkel in Berlin, die auch als Livestream im Internet übertragen wurde



Schon vor der Runde mit der Bundeskanzlerin diskutierten die Teilnehmer in Gruppen die Fragen

nur Tipps und Hilfe bekommen, sondern sich auch engagieren können, indem sie dort Möglichkeiten finden, sich für die Gesellschaft zu engagieren, denn Engagement brauche eine „professionelle kleine Struktur“. Außerdem gab es Kritik am Föderalismus, unter anderem bei der Frage, warum Anforderungen und Schulabschlüsse so unterschiedlich sind. Und auch die Frage nach den unterschiedlichen Gehältern von Frauen und Männern kam auf.

Wovon wollen wir leben?

Ein gerechter, fairer Lohn war ein wichtiges Thema bei der zweiten großen Frage: „Wovon wollen wir leben?“ Dr. Angela Merkel wies auf die Folgen des demographischen Wandels hin, der auch ein Umdenken bedeuten müsse. So sei es nicht mehr zeitgemäß, dass ein Mädchen, das heute geboren und womöglich hundert Jahre alt wird, zwischen 16 und 36 alles schaffen muss: Karriere, Wohnung, Familie gründen. Merkel: „Wir werden jetzt ein Leben bekommen, in dem man die Chance hat – weil wir länger leben, man länger gesund ist –, das Zeitmanagement zu verändern und Zeiten auch anders aufzuteilen. Das muss sich auch in der Arbeitswelt darstellen.“ Flexiblere Arbeitsmodelle für alle, auch für ältere Menschen, die statt Ruhestand noch gerne reduziert arbeiten wollen. Außerdem Pflegezeiten, die bezahlt und später mit dem Gehalt ausgeglichen werden.

Spätere Chancen seien wichtig: „Da muss man eine Gesellschaft haben, in der eine Frau, die drei Kinder erzogen hat, auch mit 45 Professor werden kann und für die nicht mit 40 der Hammer fällt, weil die Kar-



riereplanung an der Uni entschieden ist.“

Themen waren außerdem die Frage, wie Standorte gefördert und neue Arbeitsplätze werden können. Angesichts regional sinkender Bevölkerungszahlen und des steigenden Altersdurchschnitts ein Problem, findet auch Merkel. Eine an diesen Orten bessere Infrastruktur, Breitbandausbau und auf die regionale Prägung angepasste Wirtschaft seien da erste Schritte. Auf die Frage nach mangelndem Nachwuchs in den Ingenieurberufen erklärte die Bundeskanzlerin. „Wir werden unsere Stärken nicht fortentwickeln können, wenn niemand mehr Lust hat, einen technischen Beruf oder einen Ingenieurberuf zu erlernen.“

Wie wollen wir lernen?

Eng verbunden mit den wirtschaftlichen Herausforderungen stand die dritte Kernfrage: „Wie wollen wir in Zukunft lernen?“ Investitionen in eine frühzeitige Förderung seien wichtig, waren sich alle einig. Nur: Werden diese auch umsetzbar sein? Zahlreiche Veränderungen habe es bereits gegeben, findet die Bundeskanzlerin und nennt Sprachstandserhebungen für die Kinder, den künftigen Rechtsanspruch auf Kita-Plätze, frühe Förderung von Benachteiligten, teils sogar Sozialpädagogen und

Ergotherapeuten an den Schulen, Ganztagsbetreuung. All das müsse weiterverfolgt und intensiviert werden. „Wir müssen eine Bildungsrepublik werden. Dazu gehören einheitliche Standards“, betont sie. Es könne nicht sein, dass wir Schulabsolventen haben, die für den Arbeitsmarkt zu schlecht ausgebildet sind. Ziel sei es nun, die Schulabbrecherquote zu halbieren, die Bildungspläne zu vereinheitlichen, indem man gemeinsame Ziele festlegt, und außerdem soll die Bundesagentur für Arbeit in die Schulen kommen, um auch Dinge wie das Schreiben einer Bewerbung mit den Schülern zu erarbeiten.

Zum Schluss ging die Fragerunde ins Publikum. „Verbreiten Sie Hoffnung“, sagte ein Teilnehmer. Für die Kanzlerin gar nicht so einfach: „Das ist ja so eine Sache. Dann wird gesagt: Jetzt redet sie wieder alles schön.“ Politik sei eigentlich nichts für gute Zeiten. „Dann braucht man uns nicht. Wir sind dafür verantwortlich, da, wo es nicht stimmt, etwas zu tun.“ □

info >

Der Bürgerdialog

Bertelsmann Stiftung und Deutscher Volkshochschul-Verband e.V. ergänzten den Zukunftsdialo www.dialog-ueber-deutschland.de von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel mit lokalen Diskussionsforen. Dabei wurden in 50 deutschen Städten dezentrale Bürgerforen organisiert, in denen die von der Kanzlerin zur Diskussion gestellten Fragen thematisiert wurden. Für eine **größtmögliche Transparenz** waren bereits die lokalen Veranstaltungen für jeden Interessierten und auch für die Medien zugänglich. Zur Zusammenführung des „Bürgerdialogs in 50 Städten“ wurde in Berlin eine **gemeinsame Diskussionsveranstaltung** der beteiligten Bürger mit der Bundeskanzlerin organisiert. Dazu wurden aus allen 50 regionalen Bürgerdialogen insgesamt **140 Teilnehmer im Alter zwischen 14 und Mitte 70** ausgelost, die sich zuerst erneut über die wichtigsten Zukunftsaufgaben des Landes austauschten und im Anschluss daran die Themen in einer einstündigen, live übertragenen Diskussion mit der Bundeskanzlerin erörterten.

Infos: www.dialog-ueber-deutschland.de

KONTAKT: Dr. Dominik Hierlemann,
Dr. Robert Vehrkamp
dominik.hierlemann@bertelsmann-stiftung.de
robert.vehrkamp@bertelsmann-stiftung.de

Schwerpunkt >



Schwerpunkt

Neue Wege zu einer starken Gesellschaft

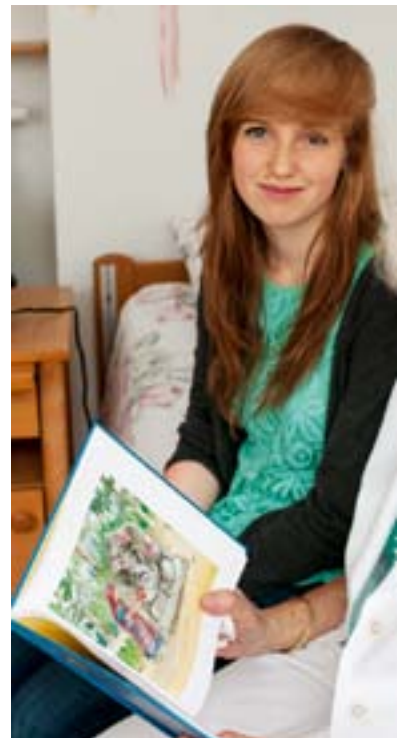
Der bedürftigen Nachbarin das Abendbrot machen oder beim Kirchenbasar für einen guten Zweck Strohsterne verkaufen – gegenseitige Hilfe gab es schon immer. Heute jedoch hat sich die Zivilgesellschaft für die Zukunft stark gemacht. Sie ist vernetzt, flexibel und international. Neue Trends und weltweite Initiativen schaffen neue Strukturen verknüpft mit alten Traditionen. Denn nur so kann sich die Zivilgesellschaft auf veränderte Herausforderungen einstellen. – Wir haben Projekte und Menschen besucht, die Vorbilder für andere sind und Mut machen, selber etwas zu tun und unsere Gesellschaft damit ein bisschen zu verändern.

FOTOS: S. PFÜTZE, B. JONKMANNS, LAIF, A. MARTENS, M. BERGMANN, O. HAIN, E. KAPITZA



Warum muss zivilgesellschaftliches Engagement manchmal Hürden überwinden?

Dass der Alltag einer Bürgerstiftung auch mal einer Sisyphusarbeit gleichkommt, erfuhren wir beim Besuch der **Spreewaldstiftung**



Wie hat sich die Zivilgesellschaft verändert?

Individueller, flexibler, internationaler – in drei **Reportagen vor Ort** haben wir den Wandel der Zivilgesellschaft aufgezeichnet und dabei Menschen getroffen, die Außergewöhnliches leisten



Wie finanziert sich die Zivilgesellschaft?

Helfen, eingliedern, integrieren – und sich dabei selbst finanzieren. Am Beispiel der **Cap-Märkte** zeigen wir Wege einer erfolgreichen Finanzierung



Woher kommt die Zivilgesellschaft?

Erst als **José Carreras** nach schwerer Krankheit wieder gesund wurde, erkannte der Opernstar, wie viel er selbst für andere Menschen tun kann



Wie lernt die Zivilgesellschaft voneinander?

Die Initiative **Teach First** startete in den USA, kam dann nach England und ist heute in vielen Ländern der Erde vertreten. Eine Erfolgsgeschichte



Wie lässt sich die Zivilgesellschaft erforschen?

Im Interview mit **Prof. Dr. Helmut Anheier** erfahren wir, wie sich die Zivilgesellschaft messen und erforschen lässt – mit überraschenden Ergebnissen



Wie bestimmt die Zivilgesellschaft unser Leben?

Frühstück von der Diakonie, Mittagessen mit einer ehrenamtlichen Besucherin, Spielenachmittag ... Der **Alltag** eines Seniors zeigt, dass manchmal ein ganzes Räderwerk an Hilfe notwendig werden kann

Wandel der Zivilgesellschaft

Engagement für andere – und für sich!

Flexibler, individueller und internationaler. Unsere Zivilgesellschaft wandelt sich. Gute Taten im Kleinen wie im Großen, Ehrenamt, soziale Dienste und internationale Organisationen wollen organisiert und effektiv gestaltet werden, um ein Optimum an Hilfe zu erreichen

Text: Tanja Breukelchen – Fotos: Bernd Jonkmanns

**INDIVIDUELL: freiwilliges soziales Jahr**

Als Wartezeit auf ihr Studium der Sozialen Arbeit wählte Jana (23) ein freiwilliges soziales Jahr in der Obdachlosenhilfe der Diakonie Hamburg. Eine Entscheidung, die sie weitergebracht hat – beruflich und persönlich

Nicht nur irgendeinen gut bezahlten Job machen, sondern etwas tun, was wirklich sinnvoll ist – für Jana Mecklenberg (23) stand das schon während der Schulzeit fest. Deshalb entschied sie sich auch, die Wartezeit bis zum Studium der Sozialen Arbeit für etwas Sinnvolles zu nutzen: ein freiwilliges soziales Jahr (FSJ) in der Tagesaufenthaltsstätte für obdachlose Menschen (TAS) der Diakonie in Hamburg. Dort können die „Gäste“ – so heißen die Besucher – nicht nur gegen günstige Essensmarken eine warme Mahlzeit, sondern auch Angebote wie Sozialberatung, Postfach, Dusche, ärztliche Betreuung und psychologische Beratung bekommen.

Freiwilliges soziales Jahr

Da ist zum Beispiel Ole (Namen geändert), der jeden Mittag im dunklen Anzug und mit roter Krawatte zur Essensausgabe kommt. Weil er sich schämt und nicht möchte, dass die Leute auf der Straße merken, dass er längst keine Arbeit mehr hat und seit Monaten im Männerwohnheim lebt. Da ist Karl, der immer so gewählt spricht und irgendwann mal bessere Zeiten gesehen >>

Bitte Hunde
angeleint
halten und
nicht in das
Blumenbeet
laufen
lassen!
Danke

„Es ist bisher
das Sinnvollste,
was ich
gemacht habe“

Jana Mecklenborg, FSJ



INTERNATIONAL: Fairtrade

Ob im „Welt-Café“ (oben) oder im „Welt-Laden“, der faire Handel hat eine internationale Dimension bekommen wie nie zuvor. Rechts: Die Zentrale der Handelsorganisation GEPA und das Lager, in dem die Produkte aus aller Welt aufbewahrt und weiterverschickt werden



hat. Und ein krebskranker älterer Herr – „der immer so lieb und gutmütig war und seinen Neffen bei sich aufnahm, der ihn in die Verschuldung getrieben hat“, erzählt Jana. „Dadurch musste er in die Privatinsolvenz gehen. Vor kurzem dann ist er verstorben. Wir von der TAS haben seine Beerdigung organisiert.“

Schicksale, die ihr nahegehen und die sie doch weitergebracht haben. Fürs FSJ hatte sie sich entschieden, um die Wartezeit zum Studium zu überbrücken. „Ich möchte Soziale Arbeit studieren und wollte wissen, in welche Richtung ich gehen will.“ Dass es auch gut in der Bewerbung ankommt, sei ein positiver Nebeneffekt. Inzwischen hat Jana ihre Zusage zum Studium und bis dahin ihr FSJ verlängert, weil es ihr auch persönlich viel bringt: „Es ist bisher das Sinnvollste, was ich gemacht habe und an dem ich auch innerlich sehr gewachsen bin.“ – Jana ist eine von rund

40.000 FSJlern in Deutschland. Junge Leute zwischen 16 und 27, die sich für andere engagieren – egal ob in der Existenzsicherung, in Kindergärten, für Behinderte, Alte oder Kranke. Dazu kommen noch etwa 35.000 engagierte Bürger, die den 2011 neu gegründeten Bundesfreiwilligendienst machen. Tendenz steigend. Die Zivilgesellschaft formt sich, wandelt sich. Und sie wird immer individueller. Nicht Helfen um des Helfens willen, sondern ganz gezielt, die eigenen Stärken und Ziele im Blick.

Fairer Handel im Wandel

Freiwilligendienste gibt es auch im Ausland. Denn die sich wandelnde Zivilgesellschaft ist immer besser vernetzt. Das ist auch gut so, findet Mario Martínez Oporto (35) und ist damit Beispiel für einen ganz anderen, schon sehr traditionellen Teil des Themas Zivilgesellschaft: Fairtrade! Als er

24 Jahre alt war, kam der gebürtige Chilene nach Deutschland. Seiner heutigen Frau Viola wegen. Zuerst wohnten die beiden in der Lüneburger Heide und machten ein bisschen das, was man Fairtrade im ganz, ganz Kleinen nennen könnte: „Meine Mutter schickte uns aus Chile südamerikanisches Kunsthandwerk, das wir dann auf dem Markt verkauften.“

Beide hatten zuvor in Non-Profit-Organisationen gearbeitet, sich bei einem Treffen in Mexiko kennengelernt. Ihr Traum war es, über den Marktstand hinaus faire Ware anzubieten. Über mehrere Stationen im Bereich Fairtrade kam er schließlich zur GEPA, der mit einem Großhandelsumsatz von aktuell 61,5 Millionen Euro weltweit größten Handelsgesellschaft für fair produzierte und gehandelte Produkte.

Inzwischen sind Viola und Mario am Ziel: Sie betreiben einen eigenen GEPA-Weltladen in Wuppertal, das übrigens >>

„Meine Mutter
schickte aus
Chile Kunst-
handwerk, das
wir hier auf
dem Markt
verkauften“

Mario Martínez Oporto, Fairtrade





FLEXIBEL: Seniorenhilfe

Gieslind Brodde (rechts) ließ sich in der „Ehrenamt Agentur Essen“ beraten und fand genau das Ehrenamt, das zu ihr passt



eine von bundesweit insgesamt über 80 „Fairtrade-Towns“ ist. Die Kampagne wird von der Organisation TransFair getragen und bringt Akteure aus Handel, Politik und Zivilgesellschaft zusammen, die für ökonomische, soziale und ökologische Standards im Fairen Handel stehen und vor allem eines sein wollen: glaubwürdig! Für Mario Martínez Oporto ein idealer Ort. Um ihn herum steht ein buntes Warensortiment: Reis aus Asien, Kaffee aus Lateinamerika, Honig aus Mexiko, Fruchtetee aus Ungarn, Keramik aus Südafrika, Klangschalen aus Nepal, Modellautos aus einstigem Blechmüll, die in Madagaskar gefertigt wurden. Im Sortiment sind neben Produkten der GEPA zahlreiche kleinere Handelspartner wie dwp, contigo, globo oder akar. Organisationen, die nicht zulassen wollen, dass Menschen, nur weil sie in armen Ländern leben, zu schlechten sozialen Bedingungen und unfairen Preisen arbeiten müssen.

Gleich gegenüber dem Weltladen ist das Kirchen-Café, auch „Welt-Café“ genannt, in dem zu einem großen Teil faire Ware angeboten wird. Serviert wird die von jungen Leuten wie Eloge, der aus Südafrika kommt und durch die Arbeit im Café eine Chance hat, trotz anfangs noch schlechter Deutschkenntnisse seine Ausbildung als Fachkraft im Gastgewerbe abzuschließen.

Außerdem ist in Wuppertal die Zentrale der GEPA, die schon 1975 von Kirchlichem Entwicklungsdienst (KED), Misereor und der Arbeitsgemeinschaft der Dritte Welt-Läden gegründet wurde. „Das allererste Produkt soll ein getrockneter Kürbis aus Afrika gewesen sein, in den kleine Muster und Figuren hineingeschnitzt worden sind“, erinnert sich GEPA-Geschäftsführer Thomas Speck heute. „Danach kamen in erster Linie Handwerksprodukte. Später Kaffee, zuerst der Indio-Kaffee aus Guatemala, danach der Nicaragua-Kaffee. Und Ende der Achtziger der weltweit erste Bio-Tee aus Sri Lanka.“

Heute bietet die GEPA rund 1.500 Non-Food-Produkte und rund 400 Lebensmittelprodukte an. Die Ergebnisse aus mehr als 35 Jahren voller Wendepunkte. Speck: „Bis 1989 durfte die GEPA ausschließlich mit den Weltläden und Aktionsgruppen handeln. Dann wurde der Gesellschafterbeschluss geändert, und sie durfte im normalen Handel verkaufen.“ Ein erster Testlauf begann in Tübinger Supermärkten. Seit den Neunzigerjahren stehen viele Produkte auch bei Tengelmann, Kaufland, Edeka, Rewe und Co. Außerdem in Bioläden, denn auch der Bio-Aspekt wurde mit den Jahren immer wichtiger.

In den Neunzigerjahren kam ein weiterer Einschnitt. Die GEPA setzte immer mehr auf Qualität. „Früher war es uns einfach nur

wichtig, dass zum Beispiel der Kaffee, mit dem wir handelten, fair eingekauft wurde. Aber ob er am Ende in der Tasse des Verbrauchers auch wirklich gut war, das haben wir nicht managen können. Heute können wir selbstbewusst sagen, unser Kaffee gehört zu den besten, die man in Deutschland kriegen kann. Das gilt für alle Produkte.“

Ehrenamt-Agenturen

Die Zivilgesellschaft wird internationaler, was den fairen Handel fördert und Fair-trade-Handelspartnern wie der GEPA ganz neue Chancen eröffnet. Die Zivilgesellschaft wird auch individueller, wie das Beispiel von Jana und ihrem freiwilligen sozialen Jahr zeigt. Und: Die Zivilgesellschaft wird flexibler. Heute ist es nicht mehr die liebe Nachbarin, die die alte Dame von nebenan pflegt oder sich um die Hausaufgaben des Jungen von gegenüber kümmert. Es sind vielmehr auf die Personen zugeschnittene, maßgeschneiderte Projekte, die Menschen miteinander verbinden.

Gieslind Brodde (68) hat ein solches Projekt gefunden. Die gelernte physikalisch-technische Assistentin und Geschäftsführerin eines Büros für Kongressorganisation ist Witwe, Mutter von zwei erwachsenen Kindern und Oma von vier Enkeln zwischen zwei und 13 Jahren. >>



„Es ist nicht
schwer, ein-
mal pro
Woche eine
Stunde Zeit
zu geben“

Charlotte (17), Schülerin, und die
97-jährige Magdalene Büchner

„Vom Ehrenamt war ich immer ganz weit entfernt, aber ich hatte beobachtet, dass viele Jugendliche Unterstützung brauchen, die Politik das aber nicht leisten kann und viele Elternhäuser auch nicht“, sagt sie. Eines Tages dann entdeckte sie in der Tageszeitung eine Anzeige für das Projekt „Tandem“ der Ehrenamt Agentur Essen e.V. Die Idee: Patenschaften zwischen Erwachsenen und Jugendlichen ab der 7. Klasse, die helfen, sich früh mit dem Thema berufliche Orientierung zu beschäftigen.

„Ich bin in die Ehrenamt-Agentur, hab mich vorgestellt, ein bisschen was über mich erzählt und den Wunsch geäußert,

dass ich gerne im ‚Tandem‘-Projekt einen Jungen haben will, denn mit Mädchen in der Pubertät habe ich immer Probleme gehabt“, lacht sie. Ein ganz konkreter Wunsch also. Und der wurde auch gleich erfüllt. „Beim ersten Treffen wusste keiner, welche Kinder da kommen. Dann hatten wir etwas Vorbereitungszeit, wurden miteinander bekannt gemacht – und da war ein Junge dabei, den ich sofort toll fand. Die professionelle Leitung aus der Ehrenamt-Agentur merkte, dass wir zusammenpassen.“ Das ist zwei Jahre her – und Gieslind Brodde und der heute 14 Jahre alte Eduard sehen sich mindestens einmal pro Woche. Er geht auf die Gemeinschaftsschule, in seiner Familie, die aus Kasachstan kommt, wird viel Russisch gesprochen. „Im Laufe der Zeit ergab

es sich, dass Eduard Deutsch-Nachhilfe haben wollte“, erzählt Gieslind Brodde. Sie gab sie ihm – und seitdem freuen sie sich gemeinsam über jede gute Note. „Wer sich einmal im Ehrenamt engagiert, der macht das auch ein zweites Mal. Trotzdem ist es schwierig, die Leute zu motivieren. Dabei sollte man nur mal in die USA schauen, da ist es schick und gehört zum guten Ton, dass Leute solche Projekte machen. Ja, es müsste auch bei uns schick werden, sich so zu engagieren.“

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen (bagfa) e.V. verzeichnet bundesweit über 400 Freiwilligenagen-



Jana in ihrem freiwilligen sozialen Jahr mit Hamburger Obdachlosen



Von überall her: Die Fairtrade-Waren kommen aus allen Ländern der Welt



Gesucht und gefunden: Gieslind Brodde aus Essen und Eduard im Projekt „Tandem“

info >

Freiwilliges soziales Jahr

Das freiwillige soziale Jahr (FSJ) bietet jungen Menschen zwischen 16 und 27 Jahren die Chance, etwas für sich und andere Menschen zu tun. Seine Ursprünge hat das sogenannte FSJ Mitte der 50er-Jahre, als die Diakonie zum freiwilligen diakonischen Jahr aufrief, das sich damals aber nur an junge Frauen richtete, die freiwillig einen Dienst an Kranken und Pflegebedürftigen leisten wollten. Heute steht das freiwillige soziale Jahr allen offen. Es dauert mindestens sechs und höchstens 18 Monate. Zusätzlich gibt es seit 2011 den Bundesfreiwilligendienst (BFD), bei dem sich junge Menschen ebenso wie ältere Generationen für die Gesellschaft einsetzen und ihre Biografie bereichern.

Weitere Infos: www.pro-fsj.de
www.freiwillig-diakonie-hamburg.de

Fairtrade

Alleine 2011 gaben die Verbraucher in Deutschland 476 Millionen Euro für fair gehandelte Produkte aus. Die Zahl der Handelspartnerschaften der anerkannten Fair-Handels-Importeure konnte auf rund 600 ausgeweitet werden. Die meisten dieser Partnerschaften bestehen mit Kleinbauernkooperativen und Plantagen in Lateinamerika (45 Prozent), gefolgt von Asien (35 Prozent) und Afrika (18 Prozent). Weltweit profitiert mehr als eine Million Kleinbauern und Arbeiter in über 60 Ländern direkt von den Vorteilen des fairen Handels.

Weitere Infos: www.fairtrade-deutschland.de
www.fairtrade.de und www.gepa.de

Ehrenamt-Agenturen

Sie heißen Freiwilligenbörsen, -zentren, Ehrenamt-Agenturen und -zentralen oder auch Mach mit! und Gute Tat. Die Landschaft der Freiwilligenagenturen ist so bunt wie das Engagement in Deutschland. Die rund 400 Agenturen, die alleine im Dachverband bagfa notiert sind, bringen Freiwillige und Organisationen zusammen, bringen das Engagement an die Schule und erreichen Jugendliche vom Gymnasiasten bis zum Hauptschüler. Sie locken Tausende Besucher auf Engagementmessen und Freiwilligenbörsen, vernetzen auf sogenannten Marktplätzen NGOs und Unternehmen und halten Kontakt, indem sie die Ehrenamtlichen begleiten und beraten.

Weitere Infos:
www.bagfa.de
www.ehrenamtessen.de

turen. Alleine im Ruhrgebiet gibt es über 30 Agenturen und Vermittlungsbüros für das Ehrenamt. Denn da, wo die Städte größer und die Gemeinschaften weniger eng sind, sind Flexibilität und Vernetzung gefragt. Und vor allem: Motivation! Damit kann man gar nicht früh genug anfangen, findet die Ehrenamt Agentur Essen und organisiert das Projekt „17/70“, bei dem Schüler alte Menschen im Seniorenheim besuchen.

Eine davon ist Charlotte. Sie ist 17. Ihre „Partnerin“ Magdalene Büchner ist aber nicht 70, sondern 97. Eine kleine alte Dame mit schlohweißem Haar und ganz wachen blauen Augen. Seit einem halben Jahr besucht die Gymnasiastin sie jede Woche einmal. „Ich hatte in der Schule mitbekommen, dass es das Projekt gibt“, sagt Charlot-

te. „Eine soziale Sache ist ja nie schlecht, dachte ich mir. Und es ist ja nun wirklich nicht so schwer, einmal in der Woche eine Stunde seiner Zeit herzugeben.“

Den Wandel gestalten

Zeit, die alles andere als vertan ist. „Wir erzählen uns viel“, sagt Magdalene Büchner. Gerade die alten Zeiten haben es Charlotte angetan. Wie die alte Dame davon erzählt, wie das war, damals als junge Frau. Wie sie 1940 ihren Mann heiratete, im Glauben, der Zweite Weltkrieg sei eh in sechs Wochen zu Ende. Dann der Tod ihres Mannes. Und der Krieg, bei dem sie alles verlor.

Charlotte sitzt still, hört zu. „Ihre Geschichten vom Krieg faszinieren mich. Das

waren ja immerhin gleich zwei Weltkriege. Ich glaube, man lernt sehr viele geschichtliche Sachen in der Schule, aber welche Auswirkungen das auf einen einzelnen Menschen hat, kann man in keiner Schulstunde darstellen.“ Und Magdalene Büchner nickt. „Ja, die Charlotte ist ein guter Zuhörer.“

Mit einem guten Gefühl verlässt Charlotte jedes Mal das Seniorenheim. Genau so, wie Gieslind Brodde die Nachmittage mit Eduard genießt, Jana sich über manch dankbares Lächeln ihrer Gäste freut oder Mario Martínez Oporto über ein Monateinkommen, das zugleich noch anderen geholfen hat. Sie alle sind Beispiel für den Wandel unserer Zivilgesellschaft: vom Helfen im Kleinen zum weltweiten, vernetzten Engagement. ■

Projekte der Stiftung

jungbewegt – Dein Einsatz zählt

Das Projekt fördert das gesellschaftliche Engagement junger Menschen und unterstützt Kindertagesstätten, Schulen und Einrichtungen der außerschulischen Jugendarbeit dabei, sich zu Orten der Engagementförderung zu entwickeln.

Linktipp: www.bertelsmann-stiftung.de/jugendengagement

Kontakt: Sigrid Meinhold-Henschel
sigrid.meinhold-henschel@bertelsmann-stiftung.de

Effektⁿ – Wachstum und Wirkung in der Zivilgesellschaft

Gemeinsam mit dem Bundesverband Deutscher Stiftungen soll das Wissen über Verbreitungsstrategien systematisiert und für Aus- und Weiterbildung zur Verfügung gestellt werden.

Linktipp: www.bertelsmann-stiftung.de/effekt

Kontakt: Gerald Labitzke
gerald.labitzke@bertelsmann-stiftung.de

Wissen für soziale Investoren

Methodische Reports vermitteln spendenbereiten Einzelpersonen und Institutionen das nötige Handwerkszeug, das aus guten Absichten auch gute Ergebnisse entstehen lässt.

Linktipps: www.bertelsmann-stiftung.de/wisi, www.phineo.org

Kontakt: Bettina Windau
bettina.windau@bertelsmann-stiftung.de

SIAA Social Impact Analysts Association

SIAA fördert den Berufsstand des sozialen Wirkungsanalysten und die Entwicklung von internationalen Standards.

Linktipp: www.siaassociation.org

Kontakt: Jake Benford
jake.benford@bertelsmann-stiftung.de

Zivilgesellschaft in Zahlen

Trotz der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung der Zivilgesellschaft gibt es nur wenige statistische Daten zu diesem Sektor. Dieses Projekt erarbeitet eine umfassende Datenbasis zu den Leistungen der Zivilgesellschaft.

Linktipps: www.bertelsmann-stiftung.de/ziz, www.ziviz.info

Kontakt: Alina Mahnken
alina.mahnken@bertelsmann-stiftung.de

Kinder.Stiften.Zukunft

In jeder Stadt gibt es zahlreiche Menschen und Organisationen, die sich für Kinder und Familien engagieren. Diese zu vernetzen und zu unterstützen ist das Ziel der Kinder.Stiften.Zukunft-Kongresse. Das erfolgreiche Veranstaltungsmodell können Kommunen und Regionen übernehmen.

Linktipps: www.bertelsmann-stiftung.de/ksz, www.kinder-stiften-zukunft.de

Kontakt: Susanne Bendicks
susanne.bendicks@bertelsmann-stiftung.de

PHINEO gAG – Plattform für soziale Investoren

Die PHINEO gAG bietet Stiftern, Spendern, Unternehmern und Organisationen Orientierungshilfen für deren gemeinnütziges Engagement. Die Bertelsmann Stiftung unterstützt das Analyse- und Beratungshaus als Gesellschafterin.

Linktipps: www.phineo.org, www.bertelsmann-stiftung.de/wisi

Kontakt: Bettina Windau
bettina.windau@bertelsmann-stiftung.de
andreas.rickert@phineo.org

Kommunalkongress 2013

Am 18. und 19. März 2013 findet der achte Kommunalkongress der Bertelsmann Stiftung in Berlin statt. Thema ist: „Die Rolle der Zivilgesellschaft in Kommunen“. Mit einer Mischung aus

Plenum und Workshops, interaktiven Formaten, deutschen und internationalen Fallbeispielen und Best Practices richtet sich die Veranstaltung an Oberbürgermeister, Landräte, Dezernenten, Bundes- und Landtagsabgeordnete, (Fach-) Medien und Wissenschaft.

Kontakt: Oliver Haubner
oliver.haubner@bertelsmann-stiftung.de

Engagement, das Mut macht

Die Studie „Jugend in der Zivilgesellschaft“ vertieft die Datenanalyse des Freiwilligensurveys für die Altersgruppe der 14- bis 24-Jährigen. Die Ergebnisse zeigen: Jugendliche und junge Erwachsene setzen sich für das Gemeinwohl ein und machen mit. Dennoch ist die Zahl der Engagierten im Gegensatz zu anderen Altersgruppen im Beobachtungszeitraum zwischen 1999 und 2009 leicht zurückgegangen. Durch die zeitliche Verdichtung in Schule, Ausbildung und Studium haben Jugendliche weniger Zeit als früher für gesellschaftliches Engagement. Die Studie belegt außerdem, dass das freiwillige Engagement der jungen Menschen stark von Bildungsstatus und Herkunft abhängt.



Sibylle Picot
Jugend in der Zivilgesellschaft
Freiwilliges Engagement Jugendlicher im Wandel
2012, 184 Seiten,
Broschur
22 Euro, ISBN 978-3-86793-430-5
Auch als E-Book erhältlich



Setzt sich für den Erhalt
einer einzigartigen
Landschaft ein: Michael
Petschick, der stellver-
tretende Vorsitzende der
Bürgerstiftung Kultur-
landschaft Spreewald



Die Landschaft lockt jedes Jahr Tausende Touristen an. Auf Booten fahren die Besucher des Spreewaldes durch die Kanäle, die mal durch dichte Wälder, mal durch saftige Wiesen fließen und mal von kleinen Wohnhäusern gesäumt werden

Bürgerstiftungen

Gegen alle Widerstände

Manchmal braucht es Jahre, bis die Arbeit einer Bürgerstiftung Früchte trägt. An Finanzmittel kommen, Menschen überzeugen, Helfer motivieren – die Stifter im Spreewald haben den Anfang gemacht. Ein Besuch vor Ort

Text: Olaf Tarmas – Fotos: Axel Martens

Lautilus gleitet der Kahn durch den Kanal, Sonnenflecken sprenkeln das klare Wasser, Lichtarme dringen bis auf den weichen Grund. Am Ufer ziehen Holzhäuschen und Gärten vorbei, dann wieder Erlenwälder mit knolligen Wurzeln. Es ist die schönste Spreewaldidylle, die sich dem Besucher an einem warmen Sommertag hier bietet – doch Michael Petschick wiegt an der einen oder anderen Fließbiegung bedenklich den Kopf. Dort, wo sich vor wenigen Jahren noch Heuwiesen und Weiden zwischen den Bäumen reihten, wächst mittlerweile mannshohes Gestrüpp. Das gefällt dem stellvertretenden Vorsitzenden der Bürgerstiftung Kulturlandschaft Spreewald gar nicht. „Die Landschaft hier verbuscht zusehends“, sagt er bekümmert. „Der >>



„Man sieht, was man mit seinen eigenen Händen schaffen kann“

Eckhard Krüger, Industriearbeiter

Spreewald verliert allmählich sein typisches Aussehen.“ Das einmalige Landschaftsbild des Spreewaldes, Ergebnis einer jahrhundertelangen Nutzung durch den Menschen, droht verloren zu gehen. „Es lohnt sich einfach nicht mehr, die kleinen Flächen zwischen den Wasserläufen zu bewirtschaften“, erläutert Petschick die Ursachen. Bis vor einigen Jahren hätten die Bauern viele der kleinen Heuwiesen noch aus alter Gewohnheit mit abgeerntet. Doch mittlerweile sind viele von ihnen zu betagt für die anstrengende Arbeit – und die junge Generation hat andere Sorgen, als Opas verwilderten Gemüsegarten zu pflegen.

Die Kulturlandschaft erhalten

Mithelfen, die alte Kulturlandschaft zu erhalten – das ist das Ziel der Bürgerstiftung, die Michael Petschick zusammen mit einigen Mitstreitern vor fünf Jahren gegründet hat. „Wir wollten uns nicht länger von einer staatlichen Fördermaßnahme zur nächsten hangeln, sondern etwas Langfristiges, Nachhaltiges auf die Beine stellen“, sagt er. Die wichtigste Aufgabe der Stiftung sieht er darin, Anwohner und örtliche Unternehmen mit kleinen, beispielhaften Projekten

zu animieren, selbst etwas für den Erhalt der Landschaft zu tun. Wie zum Beispiel bei der Wiederherstellung der Puschasch-Zeitz-Ecke, die an einer der beliebtesten Kahnfährtrouten des Spreewaldes liegt und fast völlig verwildert war. Die Anwohner und Kahnfahrer störten sich zwar an diesem Anblick, doch zugleich nahm man den verstruppten Zustand hin, es fehlte an Initiative, etwas zu ändern. Es gab „eine gewisse Trägheit und schleichende Gewöhnung“ an die sich verschlechternden Verhältnisse, wie der Lübbenauer Bürgermeister Helmut Wenzel sagt.

Heute kann man an dem Zusammenfluss zweier Spreewaldkanäle wieder anlegen. Michael Petschick springt aus dem Kahn und führt uns über die frisch abgeerntete Wiese zu einem der spreewaldtypischen, kegelförmigen Heuhaufen. „Es war gar nicht so einfach, das Gelände wieder zurückzuerobern“, erzählt er. Eine örtliche

Helfer wie Eckhard Krüger (oben) und seine Kollegen braucht die Stiftung, um ihre Kulturlandschaft zu bewahren und damit zugleich nicht nur etwas für die Natur, sondern auch etwas für die Wirtschaft zu tun. Konkreter: für den Tourismus. Denn die Touristen legen Wert auf eine gepflegte Landschaft

Tiefbauafirma sorgte mit ihrem Spezial-Schreitbagger, der durch das sumpfige Gelände waten kann, für einen stabilen Untergrund, ein lokaler Gastwirt brachte sich als Sponsor ein. Ohne die Stiftung wäre das Projekt nicht zustande gekommen. Sie entwickelte die Idee, brachte alle Beteiligten an einen Tisch – und warb die notwendigen finanziellen Mittel ein.

Michael Petschick ist für diese Aufgabe eindeutig der richtige Mann am richtigen Ort. Der studierte Geograf und Landwirt ist die Umtriebige in Person und im Spreewald bekannt wie ein bunter Hund. Mit Enthusiasmus betreibt er das, was man neudeutsch als „Netzwerken“ bezeichnet: Kontakte in alle Bereiche des öffentlichen Lebens knüpfen, Menschen zusammenbringen, Denkanstöße geben. Wenn der agile Mittvierziger einmal anfängt, über die Projekte der Stiftung und die Spreewaldlandschaft zu erzählen, ist er kaum wieder zu stoppen.

Diese Energie braucht es aber auch – denn nach der Gründungsbegeisterung der Stiftung vor fünf Jahren nahm die Bereitschaft, die Stiftung durch ehrenamtlichen Einsatz oder finanziell zu unterstützen, nicht wesentlich zu. „Nach der Anfangseu-



Dr. Siegfried Stadelmayer leitet ein Projekt, durch das eine alte Streuobstwiese wieder freigelegt wurde



Alte Obstsorten erhalten: 1.700 Bäume kommen im Verlauf von drei Jahren unter Susanne Lebers Gartenschere



Helmut Wenzel ist seit zwölf Jahren Bürgermeister von Lübbenau. Er wünscht sich manchmal etwas mehr Begeisterung und Einsatz seiner Bürger für die Stiftung

phorie folgen jetzt die Mühen der Ebene“, formuliert es der Stiftungsvorsitzende Holger Bartsch. „Das hatten wir uns eigentlich etwas anders vorgestellt.“ Der pensionierte Landrat und ehemalige SPD-Bundestagsabgeordnete ist unzufrieden mit seinen Spreewäldern. Es werde zwar viel darüber gejammert, dass die Landschaft zuwachse. „Doch wenn es ans Stiften oder Spenden geht, sind die Leute oft misstrauisch. Die sind nicht so einfach zu überzeugen, dass mit dem Geld auch etwas in ihrem Sinne bewegt wird.“ Dabei sei den meisten schon klar, dass der Erhalt der Kulturlandschaft von existenzieller Bedeutung für den Tourismus im Spreewald sei – dem wichtigsten Wirtschaftsfaktor, noch vor den berühmten Spreewälder Gurken. „Vielleicht muss die Bedrohung der eigenen Interessen erst noch näher rücken, bevor die Menschen sich bewegen“, sinniert Bartsch.

Doch wenn schon das Geld so fest sitzt, würde er sich wenigstens ein bisschen mehr ehrenamtliches Engagement wünschen: „Es sind immer dieselben drei Gestalten, die die Arbeit an den Infoständen machen“, nennt er ein Beispiel. Ein wenig Enttäuschung klingt auch durch, wenn Bartsch über seine Hoffnungen erzählt,

„Nachdem es sich rum-gesprochen hatte, standen die Leute Schlange“

Susanne Leber, Obstbaumpflegerin

die er in die Politik gesetzt hat. „Wir wollten gar kein Geld, aber hatten uns gedacht, dass Landespolitiker ein bisschen Werbung für uns machen könnten oder Kontakte zu Unternehmen herstellen. Aber da scheinen andere Wahlkreise wichtiger zu sein als der Spreewald.“

Mit einfachsten Mitteln

Dass es oft eigentlich nicht viel braucht, um etwas zu bewegen, zeigt uns Michael Petschick anhand eines Projekts im Dörfchen Lehde. Dort geht es um den Erhalt einer der letzten Wasserschlagwiesen. So nennt man Grasflächen, die einen Teil des Jahres vom Fluss überspült werden und so als „Kinderstube“ für viele Fisch- und Amphibienarten

dienen. Die Stiftung bezahlt mithilfe einer privaten Spende einen Bauern für die Pflege – ein geringer Betrag, wenig Aufwand, großer Effekt. Und auch auf dem Gelände neben der Wiese wird seit einigen Wochen gearbeitet. Seit einigen Tagen sehen die alten Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäume nun wieder Licht. „Eine sehr befriedigende Arbeit ist das“, sagt Eckhard Krüger, während er mit einem Wetzstein seine Sense schärft. „Man sieht, was man mit seinen eigenen Händen schaffen kann.“ Für den 59-jährigen Industriearbeiter im Blaumann ist das besonders wichtig: Vor anderthalb Jahren hatte er einen Schlaganfall, war danach zunächst arbeitsunfähig, dann arbeitslos. Der Umgang mit der Sense ist für ihn „Reha, Sporttraining und Rückkehr in ein Leben mit Arbeit in einem“, wie er sagt. Ähnlich geht es zwei seiner Kollegen, die als Langzeitarbeitslose eigentlich schon die Hoffnung aufgegeben hatten, noch einmal in Lohn und Brot zu kommen. Für Michael Petschick zeigt dieses Projekt, dass der Einsatz für den Erhalt der Landschaft auch eine soziale Dimension hat.

Auch hier ist die Bürgerstiftung nicht der alleinige Akteur, sondern hat, zusammen mit einem Sozialprojekt aus >>

Lübbenau, Fördermittel aus verschiedenen europäischen und bundesdeutschen Fonds organisiert und gebündelt.

Staatliche Fördertöpfe

Im Anzapfen von staatlichen Fördertöpfen kennt sich Petschick mittlerweile aus – denn die Eigenmittel der Stiftung reichen noch lange nicht, um Projekte selbstständig zu finanzieren. „Bei der Gründung hatten wir einen Kapitalstock von 57.000 Euro, mittlerweile sind es 100.000. So richtig viel kann man mit den Zinsen dafür nicht stemmen“, sagt Petschick. 23 Mitstifter gibt es mittlerweile, neben einigen Privatpersonen sind es Agrargenossenschaften, ein Energieunternehmen und die Kommune. Doch viele Unternehmen, etwa aus dem touristischen Sektor, zeigen sich auch fünf Jahre nach der Gründung noch zurückhaltend. Im letzten Jahr senkte die Stiftung daraufhin die Mindestsumme für einen Beitrag zum Stiftungskapital auf 500 Euro. Immerhin, die Genossenschaft der Kahnführer hat kürzlich Interesse bekundet.

So ist die Stiftung gegenwärtig neben projektgebundenen staatlichen Zuwendungen vor allem auf die Spenden und das Engagement einzelner Bürger angewiesen. „Wir sind eben keine Förderstiftung, sondern eine Mitmachstiftung“, sagt Petschick. Bei aller Geschäftstüchtigkeit denkt er ohnehin eher in Menschen als in Geldsummen: „Wenn viele Bürger sich beteiligen, ist mir das lieber als eine dicke Spende“, sagt er.

Der Obstbaum-Coup

Wie viele Menschen die Arbeit der Stiftung erreichen kann, zeigt eines seiner Lieblings-Projekte, das auf dem Schlossberg-Hof in der Streusiedlung Burg angesiedelt ist. Dort, inmitten eines bunt blühenden Kräutergarten und ausgedehnter Streuobstwiesen, treffen wir seine Kollegin Susanne Leber, die uns von einem der größten Erfolge der Bürgerstiftung erzählt. Es ist ein richtiger kleiner Coup, von dem uns die beiden berichten. Er begann mit der Beobachtung, dass für Neubauten in Gebieten wie dem Spreewald immer naturnahe Ausgleichsflächen geschaffen werden müssen – eine Vorschrift, die häufig zu ein paar lieb- und planlos gepflanzten Bäumen am Straßenrand führt, die mangels Pflege nach ein paar Jahren wieder eingehen. Michael Petschick gelang es, die Mittel für eine Ausgleichsmaßnahme eines Hotelneubaus in der Region zu akquirieren. Susanne Leber



Der Stiftungsvorsitzende Holger Bartsch mit dem nur dort gedeihenden und vom Aussterben bedrohten Spreewälder Meerrettich. Bartsch ist pensionierter Landrat und ehemaliger SPD-Bundestagsabgeordneter

„Nach der Anfangseuphorie folgen die Mühen“

Holger Bartsch, Stiftungsvorsitzender

bot dafür den Schnitt alter Obstbäume an – Streuobstwiesen sind ein wichtiges Element der klassischen Spreewaldlandschaft. Das Angebot schlug ein wie eine Bombe. „Nachdem es sich einmal rumgesprachen hatte, standen die Leute Schlange bei uns, die haben richtig gedrängelt“, erzählt Susanne Leber. „Es gibt viele, die noch alte Obstbestände haben oder ein paar Bäume im Garten, die schon lange nicht mehr gepflegt wurden. Darunter solche mit seltenen, kaum noch kultivierten Apfelsorten“, erzählt Leber. Und weist auf ein wichtiges Prinzip der Stiftungsarbeit hin: „Wichtig war uns, dass die Besitzer mitarbeiten. Wir

haben nur geschnitten, Äste und Zweige wegräumen mussten die Leute dann selber.“ 300 Bäume sind bislang geschnitten, weitere 1.400 warten auf die Behandlung durch Susanne Leber. Noch sucht die Stiftung Sponsoren für die Fortführung des Projekts. Immerhin hat es bereits für weitere Mitstifter gesorgt, denen die praktische, lebensnahe Maßnahme gut gefiel.

Auch die Natur braucht Kultur

Auf dem Rückweg führt Michael Petschick uns noch zu einem seiner Lieblingsplätze, einem hölzernen Aussichtsturm am Ufer eines sich schlängelnden Spreearms. Weit geht der Blick von dort aus über ein großes Seggenried mit dicken Rohrkolben, über Schilf- und Gräserflächen, die sich im Wind wiegen. Petschick erzählt uns, was man dort in der Morgendämmerung alles zu sehen bekommt: Störche und Hirsche, Wildschweine und Reiher, im Herbst Kraniche. Richtig schwärmerisch wird Petschick, als er von nebligen Herbstmorgen erzählt und von der Hirschbrunft. „Das würde es alles nicht geben, wenn da dichter Wald und Buschwerk wären. Man muss die Fläche schon ein bisschen pflegen.“ Manchmal brauche es eben



Sylvia Zeidler betreibt einen Hof mit eigener Milchspeiseeisproduktion und einem „Scheunenhotel“, in dem man auf Stroh schläft, und hält Freiland Schweine. Gleich bei der Gründung der Bürgerstiftung 2007 hat sie sich als Stifterin eingebracht – weil sie die Projekte „extrem sinnvoll“ findet, besonders das Obstbaumschnitt-Projekt

ein bisschen Kultur, um die Natur zu ihrem Recht kommen zu lassen. Und, so möchte man hinzufügen, jemanden, der wachen Auges durch die Landschaft geht und sieht, wo sie im Verschwinden begriffen ist. □

info >

Bürgerstiftung Spreewald

Mit der Gründung einer **Stiftung Kulturlandschaft Spreewald** sollten die Voraussetzungen geschaffen werden, die Landschaft als Kapital weiter zu erhalten. Ziel ist es, möglichst **viele Menschen vor Ort als Stifter einzubinden**, sodass auch sie einen Teil der Verantwortung tragen. Gleichzeitig sollen Unternehmen, Verbände, Gebietskörperschaften und das Land Brandenburg als Mitstifter gewonnen werden. Die Stiftung ist als offene Stiftung des privaten Rechts konzipiert und soll ausschließlich **gemeinnützige Zwecke** verfolgen. Stiftungsorgane sind Stiftungsrat, Kuratorium und Vorstand.

Weitere Infos: www.spreewaldstiftung.de

Weitere Beispiele



Stiftung Bürgermut

Wandel mit Methode

Bürgerschaftliches Engagement schafft täglich neue, verblüffende und höchst erfolgreiche Lösungen, doch häufig wirken diese bürgerschaftlichen Innovationen nur lokal. Bisher fehlte ein systematischer Wissens- und Erfahrungstransfer zwischen engagierten Bürgern und Organisationen. Die Stiftung Bürgermut schließt diese Lücke: Sie hat ein Programm entwickelt, das bürgerschaftliche Leistungen nicht bloß anerkennt, sondern deren Initiatoren dazu qualifiziert, ihre Projekte und Methoden zu skalieren und zu übertragen.

Infos: www.buergermut.de

Initiative Bürgerstiftungen

Netzwerke schaffen

Die Initiative Bürgerstiftungen (IBS) ist das unabhängige Kompetenzzentrum zum Thema Bürgerstiftungen. Bürgerstiftungen, Gründungsinitiativen und Einzelpersonen können sich dort beraten lassen oder über die Website informieren. Außerdem wird jedes Jahr ein Gütesiegel vergeben – und damit für Qualitätsstandards geworben. Regelmäßige Veranstaltungen sorgen für Vernetzung und Austausch zwischen den Akteuren. Gegenüber der Öffentlichkeit setzt sich die IBS für die Interessen der Bürgerstiftungen ein.

Infos: www.buergerstiftungen.org

Deutsches Stiftungszentrum

Service für Stifter

Im Deutschen Stiftungszentrum (DSZ) hat der Stifterverband seine Kompetenz in Sachen Beratung und Management von Stiftungen gebündelt.

Mehr als 530 Stiftungen bauen auf den Service des DSZ – von der Beratung bei der Gründung und beim Management einer Stiftung über Vermögensverwaltung bis hin zu Veranstaltungen zu neuen aktuellen Themen.

Infos: www.deutsches-stiftungszentrum.de



mitStiften – Aktive Bürgerschaft

Durch mehr Kompetenz Gutes noch besser tun

Bürgerschaftliches Engagement und gemeinnützige Organisationen nachhaltig stärken, innovative Engagementkonzepte praxistauglich machen und diese bundes- oder landesweit umsetzen – dafür steht die Aktive Bürgerschaft. Sie baut Engagementstrukturen auf und aus, weckt und fördert Engagementbereitschaft, entwickelt Engagementkompetenz weiter und gestaltet Engagementpolitik mit.

Bundesweit werden so alleine mehr als 300 Bürgerstiftungen bei Managementaufgaben, Projekten und der Gewinnung von Stiftern und Aktiven unterstützt.

Infos: www.aktive-buergerschaft.de

José Carreras

Leben stiften

Wer sich fragt, woher Stifter eigentlich die Motivation und die Kraft nehmen, anderen zu helfen, muss eigentlich nur die Geschichte des gefeierten Star-Tenors José Carreras lesen. Und dann versteht man sofort, dass er eigentlich gar nicht mehr anders konnte, als zu helfen

Text: Anna Butterbrod

Er war auf dem Höhepunkt seiner Karriere: Ob in New York, London oder Mailand, José Carreras füllte die berühmtesten Opernhäuser der Welt, sang an der Seite von Legenden wie Montserrat Caballé und wurde von Musikgenie Herbert von Karajan gefördert. Im Alter von fünf Jahren hatte Carreras den Kinofilm „Der große Caruso“ mit Mario Lanza gesehen. Dieses Erlebnis entfachte in dem Spanier eine so große Leidenschaft für klassischen Gesang, dass er schon mit elf Jahren das erste Mal in Barcelona auf der Bühne stand. Mit 40 lag dem Star-Tenor die ganze Welt zu Füßen. Grenzen schien es für ihn nicht zu geben. Carreras lebte für den nächsten großen Auftritt, für Erfolg und für Applaus – bis zum 13. Juli 1987.

Der heute 65-Jährige befand sich gerade in Paris, wo er für die Verfilmung der Oper „La Bohème“ vor der Kamera stand. Er hatte Schmerzen. Carreras unterbrach die Dreharbeiten, ließ sich im Krankenhaus Blut abnehmen und musste gleich dort bleiben. Drei Tage später dann die Schock-Diagnose: Leukämie! Der zweifache Vater (Sohn Alberto ist heute 40, Tochter Julia 35) ließ sich in seine Heimatstadt Barcelona verlegen, wo er in einem keimfreien Zimmer untergebracht wurde. Niemand durfte ihn besuchen. Doch Fanpost und Nachrichten von Freunden aus aller Welt ließen ihn die Hoffnung auf Genesung nie aufgeben. „Ich erhielt Tausende von Briefen, die mir Mut machten. Jeder,

der krank ist, braucht Unterstützung. Es ist wichtig zu wissen, dass sich jemand um einen kümmert oder wenigstens an einen denkt. Nur so steht man das durch.“

Gefühl der Dankbarkeit

Am 21. Juli 1988, fast genau ein Jahr nach der schicksalhaften Diagnose, sang José Carreras erstmals wieder vor Publikum. Unter dem Triumphbogen in Barcelona schmetterte er 150.000 jubelnden Menschen die „Turandot“-Arie „Vincerò“ („Ich werde siegen“) entgegen – und fühlte sich wie ein Gewinner. Das war er zwar früher auch schon gewesen, aber jetzt war es etwas völlig anderes. „Ich empfand so viel Dankbarkeit meinem Publikum gegenüber, das mich immer noch auf die Bühne treten ließ, um das zu tun, was ich am meisten liebe: singen und damit meine Gefühle teilen.“

Das Gefühl der Dankbarkeit war so groß, dass es der Musiker nicht als genug empfand, seine Zuhörer mit schönen Tönen zu beglücken. „Während meiner Krankheit hatte mich die gesamte Gesellschaft unglaublich stark unterstützt. Ich fühlte mich verschuldet, auch der Wissenschaft gegenüber, die mein Leben gerettet hatte. Ich spürte, dass ich etwas tun musste, um meine Schulden zu begleichen. Der bes-

te Weg, um das zu erreichen, war, eine Initiative zu gründen, die Leukämie bekämpft.“

1988 gründete er die Internationale José Carreras-Stiftung in Barcelona – zusammen mit einem Team aus Spezialisten, darunter der Leiter des Transplantationszentrums in Seattle: Prof. E. D. Thomas, der zwei Jahre später mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnet wurde. Die Stiftung finanziert unter anderem Behandlungs- und Forschungseinrichtungen, Nachwuchswissenschaftler und Selbsthilfegruppen.

Es folgten weitere Organisationen in der Schweiz, in den USA und 1995 in Deutschland. Zum stellvertretenden Vorsitzenden machte Carreras hier seinen Freund Karl Scheufele. Mit dem Chef des Luxuslabels Chopard entwickelte er die Satzung, die man als zukünftiger Stifter der staatlichen Stiftungsaufsicht vorlegen muss. Die er- >>

„Ich spürte, dass ich etwas tun musste“

José Carreras



José Carreras, 1946 in Barcelona geboren, gehört zu den größten Opernsängern der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Als einer der „Drei Tenöre“ neben Luciano Pavarotti und Plácido Domingo führten ihn seine Gastspiele u. a. an die New York City Opera, das Teatro Colón in Buenos Aires, die Oper von Chicago, die Met, das Royal Opera House, die Wiener Staatsoper und die Mailänder Scala

kennt die Gemeinnützigkeit eines Vereins an. Dieser Status befreit zwar von Steuerzahlungen, dafür muss die betreffende Einrichtung aber auch jedes Jahr ihre Bücher offenlegen, um zu gewährleisten, dass Spendengelder dort ankommen, wo sie hingehören.

In Deutschland hat die José-Carreras-Stiftung bis heute rund 900 Projekte gefördert und allein mit der „José Carreras Gala“ am letzten Donnerstag vor Weihnachten rund 95 Millionen Euro gesammelt.

Prominente Stifter

José Carreras gehörte Ende der 1980er-Jahre zu den Vorreitern eines Trends, der heute längst zum guten Ton gehört: Die Liste der Prominenten, die eine eigene Stiftung betreiben, ist lang. Ein großer Name sorgt für ebenso große Aufmerksamkeit und Erfolg: Eisläufer-Prinzessin Katarina Witt fördert den Behindertensport, TV-Köchin Sarah Wiener setzt sich für eine gesunde Ernährung von Kindern und Jugendlichen ein, Schlagersängerin Katja Ebstein arbeitet auf eine „enkeltaugliche Zukunft“ hin – um nur einige von vielen zu nennen. 817 Stiftungen wurden allein 2011 in Deutschland gegründet und das sicher nicht nur aus steuerrechtlichen Gründen.

Das Verantwortungsgefühl gegenüber den Mitmenschen wächst. So war es auch bei José Carreras. „Ich habe gelernt, dass aus den schwierigsten und hässlichsten Momenten im Leben gute Dinge erwachsen können“, sagt er. „Die Krankheit hat mich reifer gemacht, ich bin weniger ich-bezogen. Künstler konzentrieren sich immer sehr auf ihre Karriere und Erfolg. Manchmal vergessen wir die Dinge im Leben, die wichtiger sind – zum Beispiel, Menschen zu helfen. Es ist ein großartiges Gefühl, Teil einer Initiative zu sein, die anderen ein besseres Leben beschert. Früher war ich viel oberflächlicher. Klar hatte ich einige Charity-Projekte angestoßen, aber nie in diesem Ausmaß. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, eine Stiftung zu gründen. Heute ist sie ein wichtiger Teil meines Lebens, eine Aufgabe, die ich als Pflicht ansehe. Die Krankheit war wie eine Art Weckruf.“

Regelmäßig besucht José Carreras Leukämiepatienten. „Ich will Menschen ermutigen, die das durchleben, was ich schon hinter mir habe. Ich zeige ihnen, dass ich jetzt wieder ein ganz normales Leben führe, dass das möglich ist. Als junger Mann dachte ich, das Leben muss geradlinig verlaufen, wie aus dem Lehrbuch. Aber das ist eben nicht immer so. Man macht Fehler, es passieren



Durch seine Stiftung hilft José Carreras nicht nur einzelnen Patienten (Foto unten), sondern setzt sich auch für die Förderung der Leukämieforschung ein



kommt sein Einsatz für die Leukämieforschung. „Wir tun viel“, erklärt Carreras. „Aber es ist nie genug. Wir verlieren immer noch zu viele Patienten. Immerhin ist die Erfolgsrate erheblich höher als noch vor 30 Jahren: 75 Prozent der erkrankten Kinder überwinden die Krankheit, bei den Erwachsenen ist es etwa die Hälfte. Jedes Mal, wenn ich höre, dass durch unsere Arbeit jemand den Kampf gewinnt, ist das die beste Belohnung, die ich mir vorstellen kann. Genau diese Erlebnisse sind es, die mir den Enthusiasmus geben, weiterzumachen, bis dieses Leiden komplett ausgeremert ist.“

Anderen Mut machen

Er selbst fühlt sich gut, hält sich durch Schwimmen und gesunde Ernährung fit. „Alles scheint gut zu sein. Ich bin ein sehr glücklicher Mensch.“

Und auch wenn sich sein Denken in vielen Lebensbereichen geändert hat: Die Einstellung zum Tod ist gleich geblieben. „Ich hatte noch nie Angst davor“, bekräftigt Carreras. „Für mich ist es etwas, das früher oder später passieren muss. Je später, desto besser. Aber die letzten 25 Jahre sind ein wunderbares Geschenk, das ich von oben erhalten habe. Ich genieße jede Minute und würde mich nie beschweren, wenn der Moment kommt.“ □

schlimme Dinge. Und man muss trotzdem versuchen, gelassen zu bleiben.“

Auch heute hat der Tenor noch einen vollen Terminplan, jettet viel um die Welt. Aber er achtet darauf, genug Zeit für seine Familie zu haben. „Vor 25 Jahren hatte ich jedes Jahr 100 Auftritte. Ich reiste, drehte TV-Shows und nahm neue Platten auf. Ich hatte nicht viel Zeit für meine Kinder, das habe ich stets bereut. Es war das Rennen eines ich-bezogenen Menschen. Heute bin ich stolzer vierfacher Opa und versuche, so oft wie möglich bei meinen Kindern und Enkeln zu sein. Das ist für mich das Wichtigste.“ Gleich danach



Durch seine „José Carreras Galas“ nimmt der Tenor jedes Jahr Rekordspenden ein

„Ich bin ein sehr glücklicher Mensch“

José Carreras

info >

Die Carreras-Stiftung

Aus Dankbarkeit, geheilt worden zu sein, gründete José Carreras 1988 die **Fundación Internacional José Carreras para la lucha contra la leucemia** mit Sitz in Barcelona. Im Laufe der Jahre kamen weitere Stiftungen in den USA und der Schweiz hinzu. 1995 schließlich wurde die **Deutsche José Carreras Leukämie-Stiftung** mit Sitz in München ins Leben gerufen. Unter anderem mit seiner jährlichen „José Carreras Gala“ sammelt der Star-Tenor Rekordspenden, die u. a. zur **Förderung der Leukämieforschung, für die Verbesserung der Behandlungs- und Forschungseinrichtungen und zur Unterstützung von Selbsthilfegruppen und Elterninitiativen** eingesetzt werden. So ermöglicht es die erste „Carreras-Wohnung“ in München den Angehörigen, über längere Zeit ganz in der Nähe der Patienten zu sein.

Weitere Infos: www.carreras-stiftung.de

FOTOS: DDP (2), MDR/ANDREAS LANDNER, AP, AUGENKLICK, BREUEL/BILD

Weitere prominente Stifter



Jutta Speidel

Ein Dach über dem Kopf

Schauspielerin **Jutta Speidel** hilft mit **Horizont e.V.** wohnungslosen Müttern und ihren Kindern, die durch Schicksalsschläge und schreckliche Umstände plötzlich auf der Straße stehen. Im Horizont-Haus in München finden die Mütter und ihre Kinder eine Heimat auf Zeit und erleben persönliche Fürsorge und qualifizierte Betreuung, die es ihnen ermöglicht, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Infos: www.horizont-ev.org

Shakira

Schutz vor Armut

Shakira gründete die **Fundación Pies Descalzados** (deutsch: Barfuß-Stiftung) für Kinder in Kolumbien, die in Armut leben oder Opfer von Gewalt wurden – denn die Sängerin kennt das Elend ihres Heimatlandes nur zu gut.

Infos: www.fundacionpiesdescalzados.com



Peter Maffay

Für ein Kinderlachen

Die **Peter Maffay Stiftung** ermöglicht traumatisierten und benachteiligten Kindern und Jugendlichen therapeutische Aktivurlauben. Die im Jahr 2000 gegründete Stiftung startete ihre Projektarbeit auf Mallorca im Jahr 2002. Auf einer Finca können jährlich bis zu 400 Kinder und Jugendliche Aktivurlauben verbringen. In Rumänien, dem Heimatland des Stiftungsgründers, wurde ein altes Pfarrhaus erworben, zu Gemeinschaftsräumen umgebaut und für Kinder und Jugendliche eröffnet.

Infos: www.petermaffaystiftung.de



Jürgen Klinsmann

Kindern Kraft geben

Mit seiner 1995 gegründeten Stiftung **Agapedia** unterstützt **Jürgen Klinsmann** Projekte zur Förderung von hilfsbedürftigen und Not leidenden Kindern. Beratung, Planung, Organisation und Durchführung von humanitären Projekten gehören dazu – immer mit dem Ziel, betroffenen Kindern direkt zu helfen und gesellschaftliche Entwicklungen durch nachhaltige Projekte zu unterstützen. Agapedia ist mittlerweile in vier Ländern jeweils als eingetragene Stiftung mit eigenen Mitarbeiterteams vor Ort tätig.

Infos: www.agapedia.de

Katarina Witt

Hilfe für Behinderte

Die **Katarina Witt Stiftung** wurde 2005 von Katarina Witt ins Leben gerufen, um Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen gezielt zu helfen und sie zu unterstützen. Ziel: mehr Lebensfreude und etwas Erleichterung durch mehr Mobilität im alltäglichen Leben.

Infos: www.katarina-witt-stiftung.de



Voneinander lernen

Über Grenzen hinweg

Alexandra Braun hat alle Voraussetzungen, um nach dem Studium eine Karriere zu starten. Doch als Fellow von Teach First geht sie zunächst für zwei Jahre an eine Mannheimer Hauptschule

Text: Ingo Petz – Fotos: Enno Kapitza

Draußen, vor den hohen Fenstern, prasselt der Regen. In der hell erleuchteten Klasse 5c der Mannheimer Humboldt-Werkrealschule beginnt der Englischunterricht. „Jetzt aber mal die Fußballbildchen weg“, mahnt Theo Kohl ein paar Jungs, die am Boden hocken. Die vier springen auf, laufen zu ihren Plätzen. Das Gewusel im Klassenraum und die Gespräche sind beendet. Kohl, der seit 1978 als Lehrer arbeitet, geht nicht zum Pult, um den Unterricht zu beginnen. Er setzt sich an einen Tisch in der letzten Reihe und wirkt auf den kleinen Möbeln wie ein freundlicher Riese. Er starrt gebannt nach vorne. Dort steht Alexandra Braun, konzentrierter Blick, eindringliche Stimme.

„Heute fassen wir nochmals zusammen, was wir im Laufe des Jahres gelernt haben.“ Es geht um die Verlaufsform im

Englischen, Hilfsverben, Uhrzeiten und die Verneinung. „Sie hat kein Auto. Wie heißt das auf Englisch?“ Mehrere Finger schnellen nach oben. „Toni!“ Ein Junge, dunkle, dicke Haare, schelmischer Blick, drückt seinen Rücken durch und sagt: „She doesn't have a car.“ „Richtig“, bestätigt Braun. Toni lächelt. Braun hat die 15 Hauptschüler im Griff. – „Sie hat einen guten Draht zu den Kindern, sie vermittelt das Wissen gut, ein Naturtalent als Lehrerin, würde ich sagen“, flüstert Kohl.

Fellow bei Teach First

Alexandra Braun ist anders als Kohl keine ausgebildete Lehrerin und sie wird es wohl auch nicht werden. Dennoch unterrichtet die 28-Jährige seit zwei Jahren an der Humboldtschule – als sogenannter Fellow. Sie

ist Teil der Bildungsinitiative Teach First Deutschland, die 2007 gegründet wurde, um – wie es im Selbstverständnis des Projektes heißt – „benachteiligte Schülerinnen und Schüler zu fördern“ und die Chancengerechtigkeit im deutschen Bildungssystem zu verbessern.

Hochschulabsolventen mit entsprechenden fachlichen, sozialen und zivilgesellschaftlichen Qualitäten werden, bevor sie ins eigentliche Berufsleben starten, zwei Jahre in Haupt-, Real- oder Gesamtschulen eingesetzt – in Schulen, die in sogenannten sozialen Brennpunkten liegen. Aktuell beteiligen sich Berlin, Nordrhein-Westfalen, Thüringen, Hamburg und Baden-Württemberg an dem Projekt. Über 100 Fellows gibt es zurzeit in Deutschland. „Das Konzept von Teach First stammt aus den USA und wird inzwischen weltweit von 24 Länderor- >>



S. 133 Nr. 11 bis
Kapitel 7 bis S. 77 lesen und
erzählen können!
Heft bekleben + Arbeitsgeräte
Montag
Mittwoch - Prase

My Holiday
My Vacation

„Viele sind dankbar für meine Arbeit“

Alexandra Braun, Fellow Teach First

Alexandra Braun begeistert sich für die Arbeit als Lehrerin, auch wenn diese Tätigkeit nur eine kurze Etappe in ihrem Lebenslauf bleiben wird - als Fellow der inzwischen weltweiten Bildungsinitiative Teach First

Zu Alexandra Brauns Aufgaben gehört auch, dass sie sich gezielt um Probleme der Schüler kümmert, AGs gründet und Lücken schließt, für die die Lehrer im Schulalltag häufig keine Zeit haben. Nach ihrer Zeit an der Humboldt-Hauptschule will Alexandra Braun die Probleme, mit denen diese Schulform kämpft, stärker in die Gesellschaft tragen



ganisationen umgesetzt“, erklärt Geschäftsführer Ulf Matysiak. „In den verschiedenen Ländern haben wir es zwar mit unterschiedlichen Bildungssystemen, aber einer vergleichbaren Problemstellung zu tun: Nicht das Potenzial oder Talent von Kindern entscheidet über ihren Bildungserfolg und damit über Erfolgchancen im Erwerbsleben, sondern die sozialen Umstände, in denen sie aufwachsen. Schulen vieler Länder brauchen neue Antworten auf diese zentrale Herausforderung.“

Von anderen Ländern lernen

Der Ansatz von Teach First greift systemunabhängig und langfristig, erklärt Matysiak, der die Vielzahl an Bildungssystemen und entsprechenden Programmen in so unterschiedlichen Ländern wie den USA, China, Peru oder eben Deutschland als große Chance begreift: „Wir lernen voneinander, gerade weil die konkrete Programmumsetzung von Land zu Land variiert. Der intensive Austausch darüber, wie Schüler gefördert, Schulen unterstützt und motivierte Teilnehmer gefunden werden, inspiriert und macht die einzelnen Programme innovativer und erfolgreicher.“

Ein Konzept, hinter dem auch Alexandra Braun von Anfang an stand. Nach dem Unterricht sitzt sie entspannt an einem der Tische. Die Kinder haben Pause. An der Wand hängen Collagen, auf denen die Schüler ihre Urlaubsziele beschrieben haben: New York oder Paris. „Das sind eher Träume als wirkliche Reiseziele“, sagt Braun. „Viele haben Probleme mit dem Lesen und Schreiben. Aber manchmal erstaunt es mich, wie sehr sich der ein oder andere bemüht, zu lernen. Die beißen sich richtig durch. Und viele sind dankbar für meine Arbeit.“

An einer Hauptschule gibt es selten Träume. Die Kinder leben häufig in harten Realitäten, die jede Träumerei ersticken. Auch wenn die Hauptschulen in Baden-Württemberg seit 2010 Werkrealschulen heißen: Die Hauptschule bleibt dennoch mit einigen Ausnahmen das traurige Sorgenkind des deutschen Bildungssystems. Hier landen meistens diejenigen, die keine Zukunft haben werden. „Ja, die Arbeitslosigkeit ist hoch“, wird Harald Leber, Rektor der Humboldt-Hauptschule, später sagen. „Wir haben viele Alleinerziehende. Die Kinder sind nicht selten sich selbst überlassen, wenn man zu acht in einer winzigen Wohnung wohnt. Da wir eine hohe Fluktuation haben, gibt es keine Gemeinde, die Verantwortung übernimmt und mitgestaltet.“



Für Theo Kohl, den Klassenlehrer der 5c, ist Alexandra Brauns Arbeit mehr als nur eine Entlastung. Sie bringt frischen Wind in die Klasse, motiviert, fördert und hat viele AGs und Initiativen ins Leben gerufen



„Alexandra wäre als Lehrerin ein Naturtalent“

Theo Kohl, Lehrer

Die Schüler mitreißen

Fellows wie Alexandra Braun sollen nicht nur die Arbeit der Lehrer entlasten und die Lernmöglichkeiten der Schüler verbessern, sondern auch mit Projekten oder AGs die unter Personalnot leidenden Hauptschulen für die Gesellschaft sichtbarer machen. Braun hat beispielsweise ein Eltern-Café an der Schule gegründet, Projekte gegen Rassismus, für Gesundheitsfragen und Medienkompetenz angestrengt. Sie unterstützte talentierte Schüler bei Bewerbungsprozessen für Stipendien. Und sie bemüht sich um Schüler in gesonderten Gruppen, wenn sie Lernschwierigkeiten aufweisen. Braun sorgt dafür, dass diejenigen, die ansonsten im Schulalltag chancenlos zurückbleiben würden, eine Chance bekommen, ihre Stärken zu festigen und Anschluss zu halten. „Wir wollen ja keine billigen Lehrer sein“, sagt Braun, „sondern den Schulen, die alle unter Mangel an Ressourcen leiden, helfen, dass alle Schüler mitgenommen werden können.“

Aber wie kommt man dazu, an eine Schule zu gehen, wenn einem mit hervorragenden Noten der Weg in ein erfolgreiches Berufsleben offensteht? Braun, deren Vater Kaufmann und deren Mutter Physiotherapeutin ist, lächelt. Sie habe, erzählt sie, vor drei Jahren einen Artikel über Teach First gelesen. Sie hatte damals schon einen Diplom-Studiengang Politikwissenschaft in Berlin abgeschlossen und war gerade dabei, in England Methoden der Sozialwissenschaften als Master zu studieren. „Ich habe den Artikel gelesen und mein Bauchgefühl sagte mir: Das ist es. Das musst du machen.“

Um aber wirklich zu verstehen, was Braun an Teach First reizte, muss man sich mit ihrer Biografie beschäftigen. Zivilgesellschaftliches Engagement, die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen, Jugend- und Sozialarbeit und Bildungsfragen ziehen sich als konstante Themen durch Brauns Lebenslauf. Bereits als Jugendliche in ihrer schwäbischen Heimatgemeinde Backnang hat sie Kinderfreizeiten geleitet. „Wenn man in einer kleinen Gemeinde aufwächst“, >>



„Fellows wie Frau Braun sind keine Lehrer, aber sie sind wichtig“

Harald Leber, Rektor der Humboldt-Werkrealschule

sagt sie, „lernt man vielleicht eher, Verantwortung zu übernehmen und aktiv zu werden. Bei mir hat sich schnell der Wunsch ausgeprägt, andere Denkweisen kennenzulernen und einen Beitrag zu leisten.“ In Südafrika hat sie nach dem Abitur ein freiwilliges soziales Jahr geleistet und sich in Kapstadt um HIV-positive Waisenkinder gekümmert. Im Studium hat sie sich schwerpunktmäßig mit vergleichender Sozial- und Bildungspolitik beschäftigt. „Dann habe ich mich bei Teach First beworben und habe sehr schnell eine Zusage bekommen.“ Wie alle Fellows wurde sie in einem dreimonatigen Crash-Kurs auf die Arbeit an der Schule vorbereitet.

Mehr Chancengerechtigkeit

Braun geht durch die hohen Flure der Schule, die Anfang des 20. Jahrhunderts gebaut wurde. Das Gebäude wirkt wie ein Palast, in dem man sich – so wohl die Idee der damaligen Schularchitektur – ungestört die Fähigkeiten aneignen sollte, um sich selbst bilden und damit erhöhen und bereichern



zu können. So war das Ideal des Bildungsreformers Wilhelm von Humboldt, dem auch daran gelegen war, möglichst alle Menschen in der Bildung mitzunehmen. Ein wichtiges Resultat ihrer Arbeit für Teach First, meint Braun, sei es, dass sie nun zu denen gehöre, die Einblick in das Funktionieren einer Hauptschule bekommen haben. „Und ich hoffe, dass ich mich in Zukunft in irgendeiner Form dafür einsetzen kann, die Chancengerechtigkeit für benachteiligte Kinder zu verbessern.“ Dies ist auch die Idee der Initiative: ein Netz aus „Bildungsbotschaftern“ zu entwickeln, die sich in ihren beruflichen Positionen für die Optimierung des deutschen Bildungssystems einsetzen. Braun fängt bald bei der Stiftung der Deutschen Wirtschaft an, wo sie in der Abteilung „Studienkompass“ für die Stipendienvergabe für Schüler aus Nichtakademikerfamilien verantwortlich sein wird.

Probleme gemeinsam lösen

Bundesländer, die an Teach First teilnehmen, kommen mit etwa 1.700 Euro mo-

info >

Teach First

Teach First Deutschland (engl. „unterrichte zuerst“) ist eine gemeinnützige Bildungsinitiative mit dem Ziel, ein Programm zur Verbesserung der Chancengerechtigkeit im Bildungswesen aufzubauen. Dafür werden Hochschulabsolventen aller Studienrichtungen für zwei Jahre an Schulen in „sozialen Brennpunkten“ im Unterricht und anderen Bereichen tätig. Teach First Deutschland ist eine Schwesterinitiative der **britischen Teach First** und der **amerikanischen Teach For America**. Zusammen mit diesen ist Teach First Deutschland Mitglied im **Netzwerk Teach For All**, dem außer Teach First Deutschland 22 unabhängige Länderorganisationen, darunter in Indien, Australien, Israel, Brasilien, Japan, Pakistan, China oder Estland, angehören.

Weitere Infos: www.teachfirst.de

natlich für die Vergütung jedes Fellows auf. Wenig für das, was sie leisten, findet Rektor Harald Leber. Er arbeitet seit 1982 an der Humboldtschule. „Wir haben viele Kinder aus Migrantenfamilien. Aber der Migrationshintergrund ist keine Erklärung dafür, dass wir eine Schule mit besonderen pädagogischen Herausforderungen sind. Zum sozialen Brennpunkt wird der Stadtteil durch seine hohe Arbeitslosigkeit und Perspektivlosigkeit. Der Migrationshintergrund schafft für die Kinder vor allem sprachliche Probleme. Fellows wie Frau Braun sind ja keine Lehrer. Aber zusammen mit den Sozialarbeitern oder pädagogischen Assistenten sind sie wichtig, um ein Netz zu schaffen, das eine bessere Verankerung der Schule als Lebensmittelpunkt und eine Vernetzung mit Freizeiteinrichtungen ermöglicht. Und nur so kann man den Problemen eines solchen Stadtteils begegnen.“ Leber ist von der Idee von Teach First überzeugt. Neben Braun arbeitet bereits ein zweiter Fellow an seiner Schule und die Nachfolgerin für Braun ist ebenfalls gefunden. „Schule ist ja ein System, das so vor sich hinköchelt. Und ein Blick von außen ist auch für uns hilfreich, um uns zu verbessern.“ Er wünscht sich vor allem, dass „die Problematiken, mit denen wir als Hauptschule zu kämpfen haben, durch die Fellows stärker in die Gesellschaft getragen werden.“ Braun nickt und sagt bestimmt: „Das werde ich ganz sicher tun.“ ■

Weitere Beispiele

Common Purpose

Verantwortung übernehmen



„Wir arbeiten daran, Menschen nicht nur zu effektiveren Führungskräften zu machen, sondern sie als aktive Verantwortungsträger für die Gesellschaft aufzubauen“, heißt es auf der Homepage von Common Purpose. Der Organisation geht es darum, Führungskräfte

aus der Routine ihres Arbeitsalltags herauszulösen und sie durch verschiedene Programme für Leader in unterschiedlichen Lebensphasen zu motivieren, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen.

Infos: www.commonpurpose.de

startsocial

Hilfe für Helfer



„startsocial“ ist ein bundesweiter Businessplan-Wettbewerb unter der Schirmherrschaft von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, bei dem soziale Projekte und Ideen im Vordergrund stehen. So unterstützt „startsocial“ unter dem Motto „Hilfe für Helfer“ 2012/13 wieder 100 ehrenamtliche Projekte

durch dreimonatige Beratungsstipendien. Wer eine kreative Idee hat, wie man ein soziales Problem angehen könnte, bislang aber den Schritt in die Umsetzung nicht gewagt hat, kann sich ebenso am Wettbewerb beteiligen wie alle die, die ihr bereits bestehendes Projekt weiterentwickeln wollen und dafür gezielte Unterstützung und Fachwissen benötigen. Alle Projekte sollten an der nachhaltigen Lösung eines sozialen Problems arbeiten, den Menschen in den Mittelpunkt stellen, überwiegend ehrenamtlich getragen sein und primär aus Deutschland gesteuert werden.

Infos: www.startsocial.de

Social Impact Analysts Association (SIAA)

Soziale Wirkung analysieren



Wie lässt sich die Wirkung gemeinnütziger Organisationen messen, wie stimmt man Bewertungsmethoden länderübergreifend ab? Diesen Fragen widmet sich die 2011 in London gegründete Social Impact Analysts Association, kurz

SIAA. Als professioneller Interessenverband fördert sie den Gedanken- und Methodenaustausch von sozialen Analysten und bringt als internationale Mitgliederorganisation Einzelpersonen, Initiativen und Organisationen zusammen, die sich mit der Analyse und Bewertung der Leistungen gemeinnütziger Organisationen beschäftigen.

Infos: www.siaassociation.com

Big Brothers Big Sisters

Mentoren für Kids



Kinder brauchen Menschen, die ihnen zuhören, ihnen Anregungen geben und sie ermutigen. Big Brothers Big Sisters bringt deshalb Kinder und Mentoren zusammen. Die Kinder und Jugendlichen im Alter zwischen sechs und 16 Jahren kommen aus ganz unterschiedlichen Lebensverhältnissen, einige haben einen Migrationshintergrund, andere stammen aus

bildungsfernen Familien, manche wachsen bei ihrer alleinerziehenden Mutter auf, sodass ihnen eine männliche Bezugsperson fehlt. Die Mentoren sind Erwachsene, die sich mindestens ein Jahr ehrenamtlich engagieren möchten. Sie durchlaufen einen mehrstufigen Auswahlprozess und werden in einer Einführungsveranstaltung auf ihre neue Rolle vorbereitet. Gemeinsam unternehmen dann beide alle ein bis zwei Wochen etwas miteinander. Die um 1900 in New York gegründete Organisation gibt es heute in 13 Ländern. In den Programmen werden mehr als 270.000 Kinder betreut.

Infos: www.bbbsd.org

Social Investment

Mut zum Handicap

Die Cap-Märkte schreiben bundesweit Erfolgsgeschichte. Das Konzept finanziert sich selbst – und bringt außerdem Menschen mit den unterschiedlichsten Handicaps in den normalen Arbeitsmarkt. Für Kunden ist nicht nur das ein guter Grund, den Märkten treu zu sein

Text: Thomas Rübke – Fotos: Michael Bergmann

Den 20-Euro-Schein gibt er dem Kassierer. Dann wirft Andreas Herrmann eine Handvoll Kleingeld in den Münzschacht der iCash-Kasse, ein grauer Kasten im Kassentresen, der auf den ersten Blick aussieht wie ein Laserdrucker. Ins Fach darunter klackert das Wechselgeld. Das ist eigentlich auch schon das auffälligste Merkmal, in dem sich der Cap-Markt in Bochum von herkömmlichen Supermärkten unterscheidet. Dass die Gänge breiter sind und die Regale niedriger, fällt erst auf den zweiten Blick auf. Stammkunden wie der Rentner Andreas Herrmann wissen noch etwas zu schätzen: „Es geht hier gemütlicher zu.“ Und seine Frau Margret ergänzt: „Wenn ich einen Mitarbeiter anspreche, hat er auch Zeit, mir zu helfen.“ Dass neun der 18 Mitarbeiter eine körperliche oder geistige Behinderung haben, macht sich – wenn überhaupt – nur positiv bemerkbar.

Rund 100 Cap-Supermärkte gibt es in ganz Deutschland. „Cap“ steht für „Handicap“. Betrieben werden die Märkte von örtlichen Trägern wie Wohlfahrtsverbänden oder Behindertenhilfswerken. Beim Bochumer Markt sind die Diakonischen Integrationsbetriebe Dortmund-Bochum-Lünen der Träger, eine Tochter des Diakonischen Werkes Dortmund und Lünen sowie der Diakonie Ruhr. Franchise-Geber ist die GDW Süd, eine Genossenschaft von Einrich-

tungen der Behindertenarbeit mit 25.000 Mitarbeitern an 173 Werkstattstandorten. Sie bringt auf diese Weise Menschen mit Behinderung zu Tariflohn in einen für jeden sichtbaren Arbeitsmarkt, die sonst verborgen in Behindertenwerkstätten für einen Niedrigstlohn Hilfsarbeiten erledigen würden.

Freude am Kundenkontakt

Menschen wie Michael Gottner. Der 25-Jährige ist lernbehindert, hat Schwierigkeiten mit dem Lesen und Schreiben. Im Bochumer Cap-Markt ist er zuständig für die Abteilungen Süßwaren, Gebäck und Getränke, vertritt auch schon mal den Kollegen aus der Obst- und Gemüseabteilung. „Ich hatte 2004 in einer Behindertenwerkstatt angefangen“, erzählt er, „dann hatte ich sechs Jahre einen Außenarbeitsplatz bei Kaiser’s Tengemann.“ Im Vergleich dazu habe er im Cap-Markt deutlich mehr Kundenkontakt: „Hier macht mir alles Spaß, und es wird mehr Rücksicht genommen.“ Sein Chef Holger Latza kann das nur bestätigen: „Im herkömmlichen Einzelhandel ticken die Uhren schneller, da wird den Mitarbeitern schon mal richtig eingeheizt. Hier kann ich durch ruhige, sachliche Gespräche mehr bewirken.“ Der 50-Jährige leitet den Markt seit der Eröffnung im Mai 2011. Seit 1978 ist er im Einzelhandel tätig, erst im elterlichen Betrieb, später war er mit mehreren >>



„Ich kaufe hier, weil ich das Konzept unterstützen will“

Sabrina Schwebener, Kundin



Wolf Baumheuer hilft der 74-jährigen Margret Dietrich beim Einkauf. Der Cap-Markt-Mitarbeiter, aber auch die breiten Gänge des Marktes und die niedrigen Regale sind für die Rentnerin eine große Hilfe - „so kann ich mit meinem Rollator noch selbstständig einkaufen. Und ich finde hier alles, was ich brauche.“



Nach einer schweren Lungenerkrankung musste Monika Schepp ihr Modegeschäft aufgeben, arbeitet heute im Bochumer Cap-Markt an der Kasse. Der Kontakt mit den Kunden macht ihr Freude



„Die Verantwortung gegenüber dem Personal ist hoch“

Holger Latza, Marktleiter

Edeka-Märkten selbstständig: „Das bedeutete jede Woche 100 Stunden Arbeit, darüber ist auch privat viel in die Brüche gegangen. Als ich dann eine halbe Million für die Renovierung des Marktes auf den Tisch legen sollte, bin ich ausgestiegen“, erzählt er. Die Leitung des Cap-Marktes sei für ihn eine erhebliche Umstellung gewesen: „Vorher war nur Druck, hier ist es wesentlich ruhiger, obwohl die Verantwortung gegenüber dem Personal wesentlich höher ist.“ Immer müsse er sich fragen: Wie belastbar ist jeder Einzelne? Und individuell darauf eingehen. „Man braucht mehr Geduld, mehr Zeit mit den Mitarbeitern“, ist seine Erfahrung.

Das Spektrum der Einschränkungen, die die Mitarbeiter haben, ist breit. Es reicht von der gehörlosen Praktikantin Franziska Bauer (27), die eine Förderschule besucht und sich gut vorstellen könnte, später im Einzelhandel zu arbeiten, bis zu Monika Schepp (58), die durch ihre Lungenerkrankung gezwungen war, nach 32 Jahren ihr Modegeschäft aufzugeben, und heute an der Kasse sitzt. Beiden ist ihr Handicap nicht anzusehen, was bei Franziska Bauer auch schon mal zu Missverständnissen führen kann: Wenn sie von Kunden angesprochen wird und nicht reagiert, weil sie sie nicht hört – was manch Unwissender

als Unfreundlichkeit auslegt. „Deswegen hänge ich ihr aber kein Schild um den Hals, um sie als taub zu kennzeichnen“, sagt Latza. Und die meisten Kunden wissen sowie so von den Besonderheiten dieses Marktes und seiner Mitarbeiter: Vor der Eröffnung sei schon eine gewisse Skepsis da gewesen: „Können die Behinderten uns überhaupt bedienen?“ Später habe ich dann gefragt: „Und, wer von den Angestellten hat denn nun eine Behinderung?“ Da herrschte dann eine gewisse Ratlosigkeit“, erzählt Latza schmunzelnd.

Die Umsätze steigen

5.500 Kunden kaufen hier pro Woche ein. Der Umsatz entwickelt sich nach oben, die schwarze Null dürfte bald erreicht sein. Mit seinen 8.500 Produkten auf 560 Quadratmetern ist der Cap-Markt ein Winzling, normalerweise braucht ein Supermarkt die dreifache Fläche, um konkurrenzfähig zu sein. Doch die Cap-Märkte haben entscheidende Vorteile: Sie müssen keine hohe Rendite abwerfen, ihnen genügt eine schwarze Null. Und für die schwerbehinderten Mitarbeiter, die nach Einzelhandelsstarif bezahlt werden, bekommen sie staatliche Zuschüsse. Getreu ihrem Motto „Ihr Lebensmittelpunkt“ gehen die Cap-Märkte als Nahver-

sorger dorthin, von wo sich andere längst zurückgezogen haben. So war es auch bei dem Bochumer Markt. Ursprünglich eine Coop-Filiale, dann ein Edeka, stand der Laden 18 Monate leer, bis Cap einzog. Eine Apotheke, ein Bäcker, ein Schlachter, zwei Imbisse in unmittelbarer Nachbarschaft – das ist das kleine Nahversorgungszentrum hier in Bochum-Laer. Wer ein Auto hat, fährt für die Wochenendeinkäufe zu den großen Märkten, außerdem ist der nächste Lidl nur 500 Meter entfernt. Doch Marktleiter Latza schreckt das nicht: „Ich sehe Lidl als Mitbewerber, nicht als Konkurrenz.“ Er setzt auf Serviceleistungen wie begleitetes Einkaufen, einen Geschenk-Einpackservice; es gibt eine Toilette für Rollstuhlfahrer, in der CAPpuccino-Ecke gibt es Kaffee und Kuchen, Brot und Brötchen. Blumen und Gestecke liefert eine Diakoniewerkstatt. Für den Lieferservice hat er eigens einen ehemaligen Fernfahrer eingestellt, der krankheitsbedingt nicht mehr im Fernverkehr arbeiten darf. Er ist täglich acht Stunden auf Tour, in Bochum, Herne und Dortmund.

Für ältere Kunden wie die 74-jährige Margret Dietrich ist der Cap-Markt ein wahrer Segen: „Ich bin froh, dass es die hier gibt, so kann ich mit meinem Rollator noch selbstständig einkaufen. Und ich finde hier alles, was ich brauche.“ Auch sie genießt die etwas langsamere Gangart im Supermarkt: „Mag sein, dass es manchmal etwas länger dauert, aber mir ist ein gesprochenes Wort mehr viel wichtiger.“ Dass das Cap-Konzept nicht nur etwas für alte Leute ist, dafür ist Sabrina Schwebener das beste Beispiel. Die 23-jährige Veranstaltungsmanagerin sagt: „Ich kaufe extra hier, weil ich das Cap-Konzept gut finde und unterstützen will. Ich kenne die Mitarbeiter sehr gut und finde sie sehr nett.“ Auch preislich kann sich das



Michael Gottner ist lernbehindert, arbeitet eine Zeitlang in einer Behindertenwerkstatt. Doch im Cap-Markt macht ihm die Arbeit mehr Spaß. Er ist für die Süßwarenabteilung zuständig, hilft aber gerne mal beim Obst und Gemüse aus



Die gehörlose Praktikantin Franziska Bauer hat eine Förderschule besucht und träumt von einer Festanstellung im Einzelhandel

Cap-Konzept sehen lassen: Alle Märkte lassen sich von der Edeka beliefern und profitieren so von deren günstigen Konditionen gegenüber den Herstellern. Außerdem führen sie viele Produkte der Edeka-Hausmarke „Gut & Günstig“, die nicht teurer sind als bei den Discountern.

Begeisterte Kunden

Die Motivation der Mitarbeiter ist oftmals deutlich höher als im herkömmlichen Einzelhandel. Wer bei Cap arbeitet, freut sich über die Chance, als Teil der Gesellschaft wahrgenommen zu werden und einen anspruchsvollen Job auszuüben. Das ist jedenfalls die Erfahrung, die Latza gemacht hat: „Die Mitarbeiter sind umso motivierter, je mehr Verantwortung ihnen übertragen wird.“ Auch Wolf Baumheuer, der an einer psychischen Krankheit leidet, würde anderswo mit hoher Wahrscheinlichkeit schlicht versauern. Hier dagegen ist der zurückhaltende 30-jährige, der nach dem Fachabitur mit einem Elektrotechnikstudium angefangen hatte, zuständig für Fertig- und Tiefkühlgerichte, Cerealien und abgepackte Kuchen. „Die Arbeit macht mir Spaß und bekommt mir gut, sie gibt meinem Leben Struktur“, sagt er. „Ich bin gerne unter Menschen. Und ich liebe es, nach neuen Produkten zu schauen, die wir ins Sortiment nehmen könnten.“

In der Apotheke gegenüber treffen sich die Kunden und tauschen sich aus – „und nach allem, was ich so vom Apotheker höre, scheinen wir doch etwas richtig zu machen.“ □

info > Cap-Märkte

Inzwischen gibt es 93 Cap-Märkte im Bundesgebiet (in fast allen Bundesländern), in denen rund 1.290 Mitarbeiter – **davon rund 720 Mitarbeiter mit Behinderung** – einen neuen Arbeitsplatz mit „Mehrwert“ gefunden haben.

Die Integration von behinderten Menschen steht dabei immer im Vordergrund, denn der Grundgedanke ist die Verbesserung der Arbeitsplatzsituation und die Erweiterung der Möglichkeiten für die Beschäftigung von Menschen mit Behinderung. Die **Sortimentsauswahl** ist auf Standort und Kundenstruktur abgestimmt.

Weitere Infos: www.cap-markt.de

Weitere Beispiele

KIVA

Mikrokredite vergeben

Die Non-Profit-Organisation Kiva macht es möglich, über Mikrofinanz-Institutionen Mikrokredite über das Internet an Kleinbetriebe und Einzelpersonen in Entwicklungsländern zu verleihen. Die gemeinnützige Organisation mit Sitz in San Francisco wird über Spenden ihrer Nutzer, aber auch von PayPal, YouTube, Google, MySpace und Microsoft unterstützt.

Infos: www.kiva.org

Betterplace

Transparenz schaffen

Auf www.betterplace.org stellen sich Projekte vor und erklären, was durch die Spenden finanziert werden soll. Es gibt Transparenz durch öffentliche Unterstützer und Fürsprecher, Projektblogs und Feedbacks. Geht man auf den Spenden-Button, garantiert Betterplace, dass hundert Prozent des Geldes direkt beim Projekt ankommen.

Infos: www.betterplace.org

Social Venture Fund

Kapital sinnvoll nutzen

Der Social Venture Fund investiert in Sozialunternehmen, die innovative Antworten auf soziale oder ökologische Fragen liefern. Ziel: investiertes Kapital zurückzuerhalten und für erneute Investitionen wieder verwendbar zu machen. So wird nur die Kraft des Kapitals, nicht jedoch das Kapital selbst für eine positive Veränderung eingesetzt.

Infos: www.socialventurefund.com

BonVenture

Verantwortung tragen

BonVenture unterstützt Unternehmungen, die Menschlichkeit und Wirtschaftlichkeit verbinden und zur Lösung gesellschaftlicher und ökologischer Probleme beitragen.

Infos: www.bonventure.de

Soziale Dienste

Helfer im Alltag – mit Tradition

Soziale Dienste stehen seit Jahrzehnten für stille Hilfe in allen Lebensbereichen. Von Kinder- und Jugendarbeit bis zur Altenpflege würde ohne den Einsatz der zum Teil sogar ehrenamtlichen Helfer vieles nicht funktionieren. Zum Beispiel der Alltag des Berliner Rentners Peter Etzer

Text: Tanja Breukelchen – Fotos: Sebastian Pfütze



Peter Etzer (oben links) ist 71 Jahre alt. Er bekommt nur eine kleine Rente. Um seinen Alltag zu meistern, ist er von verschiedenen Diensten abhängig, unter anderem vom Berliner Verein Ginko, mit Betreuerin Anke Vossberg (rechts) beim Spielenachmittag

Rechts: Sylvia Leese von der Diakonie schmiert Peter Etzer noch rasch die Brote fürs Abendessen, kocht ihm seinen Tee und nimmt auf dem Weg nach draußen den Müll raus



Das Alter ist für Peter Etzer (71) so eine Sache. Verheiratet war er nie. Und groß war sein Freundeskreis auch nie. Sein Alltag findet in einer Aderthalbzimmerwohnung statt. Dritte Etage, ein Altbau in Berlin-Spandau und ein enges Treppenhaus, durch das er vor einigen Monaten noch gar nicht alleine hinunter- oder heraufgekommen wäre. „Wenn man jung und gesund ist, denkt man ja nicht drüber nach, was ist, wenn man älter wird“;

sagt der gelernte Autoschlosser. Die Hüfte macht ihm Probleme. Als er im Krankenhaus und in der Tages-Reha des Evangelischen Johannesstifts lag, fiel den Betreuern auf, dass da niemand war, der dem Rentner im Alltag half. Sie machten ihn auf „LeNa“, einen ehrenamtlichen Besuchsdienst des Stifts, aufmerksam, der für „Lebendige Nachbarschaft“ steht und Ehrenamtliche vermittelt, die ältere Menschen besuchen und sie im Alltag unterstützen.

Diakonie am Morgen

Damit war ein Anfang gemacht – und „LeNa“ wurde ein Teil von vielen sozialen Diensten, die Peter Etzer von da an das Leben leichter und immer wieder auch schöner machten. Ein typischer Tag in seinem Leben ist seither klar strukturiert. Er beginnt mit dem Besuch der Diakoniestation, die ihm beim Waschen hilft, die Brote fürs Frühstück schmiert und die Wä- >>

Florida



Die Ehrenamtliche Anja Bohn geht mit Peter Etzer nach dem Frühstück spazieren. Ein Weg, der dem Rentner inzwischen gar nicht mehr so schwerfällt



Einmal in der Woche besucht die ehrenamtliche Helferin Anja Bohn Peter Etzer, um mit ihm etwas zu unternehmen



Nach der Rolltreppe noch ein paar Schritte, dann haben Anja Bohn und Peter Etzer den Eissalon im Einkaufszentrum erreicht - und der Rentner kann endlich seinen geliebten Krokantbecher genießen

„Wenn man jung ist, denkt man über all das nicht nach“

Peter Etzer, Rentner

sche in die Waschmaschine steckt. Häufig geschieht das in nicht einmal 15 Minuten. Inklusiv des täglichen Protokolls. Da bleibt kaum Zeit, um dem alten Mann zuzuhören. Und doch ist es für Peter Etzer ein wichtiger Start in den Tag, der ihm Kontinuität und Sicherheit gibt.

Besuch am Mittag

Danach, gegen Mittag, bekommt er – zumindest einmal in der Woche – Besuch. Und damit kommt die Initiative „LeNa“ ins Spiel. LeNa ist ein ehrenamtlicher Besuchsdienst des Evangelischen Johannesstifts. Seit 2009 können sich ältere Menschen aus Berlin-Spandau melden. Bei einem Hausbesuch wird geklärt, ob ein ehrenamtlicher Einsatz sinnvoll ist. Die Ehrenamtlichen werden geschult und haben monatliche Treffen. Peter Etzers ehrenamtliche Besucherin ist Anja Bohn (33). Das Besondere an ihr: Sie arbeitet nicht nur im Ehrenamt,

sondern auch hauptberuflich mit alten Menschen: „Ich bin Altenpflegerin, habe aber in meinem Beruf kaum Zeit für die Leute. Ich wollte endlich jemanden haben, bei dem ich nicht auf die Uhr gucken muss, sondern den ich verwöhnen kann. Und inzwischen sind wir ein eingespieltes Team, aber das war ein langer Weg.“ Peter Etzer nickt: „Ja, ich bin ziemlich redefaul.“ Anja Bohn lacht: „Nein, aber ein Sturkopf!“

Dann erzählt die Mutter einer zwölfjährigen Tochter, die nebenbei auch noch ihre eigene kranke Mutter pflegt: „Als wir uns kennenlernten, ist Herr Etzer noch gar nicht rausgegangen. Dann hat das Johannesstift dafür gesorgt, dass er eine Physiotherapie bekommt. Also hat der Physiotherapeut immer den ersten Schritt gemacht und wir gemeinsam den zweiten. Zuerst sind wir die Treppen gelaufen, dann nach draußen gegangen. Und Herr Etzer wollte immer ein Stückchen weiter.“ Einfach sei das nicht immer gewesen. „Manchmal war

ich froh, dass die ehrenamtliche Arbeit bei ‚LeNa‘ auch begleitet wird. So konnte ich mich immer aussprechen, mir einen Rat holen und stand nie alleine.“

Offener Treff am Nachmittag

Inzwischen geht Peter Etzer sogar schon alleine los. Jeden Tag. Er weiß, wo es günstige Mittagessen gibt, wo die Leute nett sind. Außerdem schaut er regelmäßig auf dem Trödelmarkt vorbei und schaut sich die alten Sachen an. Um runter zur Straße zu kommen, geht er an zwei Gehstützen die drei Etagen hinunter. Sein Ziel: Er möchte mit Anja Bohn Eis essen gehen. Ein- bis zweimal im Monat ist das drin, auch bei einer kleinen Rente. Dann bestellt er am liebsten einen großen Krokantbecher.

Die zweite Nachmittagsbeschäftigung: sein täglicher Besuch im „Ginko Berlin – Treffpunkt Borkumer Straße“ (www.ginko-berlin.de). Dort wartet schon Anke >>

Tradition neu gestalten

INTERVIEW Wolfgang Kern vom Evangelischen Johannesstift in Berlin über Tradition und neue Herausforderungen der diakonischen Dienste



Wolfgang Kern, Geschäftsführung Stiftungskommunikation und Pressesprecher des Evangelischen Johannesstifts

Ohne diakonische Dienste würde vieles zusammenbrechen, gerade wenn es um den Alltag älterer Menschen geht.

Die Lebenssituation älterer Menschen, die in der Gemeinschaft bleiben wollen, kann nicht nur von professionellen Dienstleistern organisiert werden. Die Gesellschaft hat Kräfte und Ressourcen, um so etwas zu organisieren. Diese müssen identifiziert werden und dann auf eine Situation treffen, wo sie auch ihre Wirkung entfalten können.

In den nächsten 20 Jahren wird es immer mehr ältere Menschen geben. Aber auch die Herausforderungen rund um Bildung oder Integration werden mehr. Wie müssen diakonische Dienste darauf reagieren?

Man darf es sich nicht selbst überlassen, weil die Lebenssituation unserer Gesellschaft, die hohe Dynamisierung, die Durchlässigkeit, die Mobilität Tatsachen sind. Daher braucht es Organisationen.

Und Engagement.

Natürlich. Die Lust auf gesellschaftliches Gestalten gibt es ja in einem Teil der Gesellschaft ganz offensichtlich. Das müssen wir nutzen, um möglichst viele Menschen dafür zu sensibilisieren, dass sie einen wichtigen Beitrag für die Lebensqualität unserer Gemeinschaft leisten können. Allerdings fällt mir da immer wieder auf, dass es besser funktioniert, wenn in den Bereichen Kinder oder Bildung geholfen werden soll. Ältere Menschen geraten oft ins Hintertreffen.

Warum?

Die Arbeit mit älteren Leuten ist eine intensive, anstrengende Arbeit. Man bekommt vielleicht emotional nicht so viel zurück, wie es bei der Arbeit mit Kindern der Fall ist. Ehrenamtliche müssen dabei

professionell begleitet werden. Es braucht Schulungen und Supervision, damit sie alles verarbeiten können und wissen, dass es in der Regel nicht persönlich gemeint ist, was einem da entgegenschlägt.

Diakonische Dienste stehen vor neuen Herausforderungen. Wie reagiert man darauf?

Johann Hinrich Wichern, unter anderem der Gründer der Inneren Mission, wollte, dass die Kirche nicht nur von Gott redet, sondern auch Taten zeigt. Er hat da auf seine Weise eine Menge bewirkt und gesagt, man müsse sich auch engagieren, sonst sei man nicht mehr glaubwürdig. Aus dieser Bewegung ist heute die Diakonie geworden, unter anderem auch das Johannesstift, mit vielen Diensten unter einem Dach. Es gibt also eine hohe Kompetenz, interne Vernetzung, viele verschiedene Erfahrungen, die genutzt und ausgetauscht werden können.

Die aber gerade jetzt auch vermehrt mit der Zeit gehen müssen?

Natürlich. Die Kirche hat bemerkt, dass sie sich gerade in diesem Bereich revitalisieren muss, denn die Großen – damit meine ich die Kirchen, die Diakonie oder die Wohlfahrtsverbände – haben das Engagement nicht für sich gepachtet. Inzwischen gibt es viele Bürgerbewegungen, Bürgerstiftungen und Social Entrepreneurs, die einfach loslegen und helfen. Das sind junge, motivierte, engagierte und vor allem unternehmerisch getriebene Menschen, die ihren Beitrag leisten. Für uns bedeutet das, dass wir im Gespräch bleiben und an manchen Stellen

info >

Evangelisches Johannesstift

Das **Evangelische Johannesstift** zählt zu den größten und traditionsreichsten diakonischen Einrichtungen in Berlin und in weiteren Bundesländern.

Mehr als 3.400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und über 400 Ehrenamtliche spannen ein breites Netzwerk von Hilfen für **Kinder, Jugendliche und ihre Familien, für Menschen mit Behinderung sowie für ältere Menschen**. Teilhabe ermöglichen und Selbstständigkeit fördern – das sind zentrale Ziele des Engagements der Stiftung. Das Hauptgelände der Stiftung befindet sich auf einem 75 Hektar großen Gelände in Spandau. Zahlreiche weitere Standorte befinden sich in ganz Berlin, in Brandenburg und in Thüringen.

Die Einrichtung geht auf den **Gründer-vater der modernen Diakonie, Johann Hinrich Wichern**, zurück. 1858 gegründet, ist das Johannesstift neben dem Rauhen Haus in Hamburg sein zweites großes diakonisches Werk.

Infos: www.evangelisches-johannesstift.de

umdenken müssen, damit diese neuen und unsere traditionell hoch erfahrenen Bewegungen miteinander ins Gespräch kommen können. Die Gesellschaft wird davon profitieren. ■



Das riesige Gelände des Johannesstifts aus der Luftperspektive (links). Die Alten- und Pflegeheime (rechts) gehörten in den 1920er-Jahren zu den neu eingeführten Arbeitszweigen. Mit der Einführung dieser Heime reagierte das Stift auf die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Die Kleinfamilie und die gestiegene Mobilität der Menschen führten dazu, dass immer mehr Menschen in speziellen Senioreneinrichtungen untergebracht werden mussten



Egal, ob es der tägliche soziale Dienst ist, die Betreuung von Kindern und Jugendlichen, die Hilfe für Arme und Obdachlose oder Fahrdienste für Behinderte – ohne die Dienste der Freien Wohlfahrtsverbände würde der Alltag vieler Menschen ein völlig anderer sein

Vossberg, die die Gruppe betreut, auf ihn. „Das Ganze ist ein offener Treff, zu dem alle Menschen kommen können, Spiele spielen, Kaffee trinken, aber auch Einzelgespräche führen“, erklärt sie. Träger ist das Deutsche Rote Kreuz Spandau. Für Peter Etzer ist es ein Ort gegen die Einsamkeit, den er inzwischen täglich besucht.

Diakonie am Abend

Mal mit Anja Bohn, die in der Zeit in der Stadt Besorgungen macht, und mal ohne sie geht er dann langsam nach Hause. Wieder die drei Etagen zu seiner Wohnung hoch. Gegen 17.30 Uhr kommt dann Sylvia Leese zu ihm. Sie arbeitet als feste Kraft im Spätdienst der Diakonie. Zwischen zehn und 13 Personen betreut sie jeden Tag und hat für jede gerade mal zehn Minuten Zeit. „Ich mache ihm das Abendessen, koche den Tee“, sagt sie, während sie schnell vier Toasts belegt. Momentan sucht Peter Etzer eine behindertengerechte Wohnung. „Da sind dann auch andere Leute, mit denen

man sich unterhalten kann“, freut er sich und zeigt, wie wichtig es ihm ist, dass es einfach Menschen in seiner Nähe gibt, die für ihn da sind.

Hilfe in allen Lebenslagen

Gerade im Bereich der sozialen Dienste sind die sechs großen Freien Wohlfahrtsverbände die wichtigsten Akteure – die Arbeiterwohlfahrt (AWO), der Deutsche Caritasverband (DCV), der Deutsche Paritätische Wohlfahrtsverband, das Deutsche Rote Kreuz (DRK), das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland und die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST). Würde es sie nicht geben, wären es vor allem finanziell schlechter gestellte Menschen wie Peter Etzer, die auf der Strecke blieben.

Parität – sie steht für Gleichberechtigung. Und genau die wird durch die Wohlfahrtsverbände zumindest angestrebt. In den Einrichtungen und Diensten der Wohlfahrtsverbände sind rund 1,4 Millio-

„Es gibt viele junge und motivierte Menschen“

Wolfgang Kern, Evangelisches Johannesstift

nen Menschen hauptamtlich beschäftigt; rund drei Millionen leisten ehrenamtlich engagierte Hilfe in Initiativen, Hilfswerken und Selbsthilfegruppen. So werden zum Beispiel täglich rund 1.842.000 Kinder in den über 30.000 Tageseinrichtungen für Kinder und Jugendliche der Freien Wohlfahrtspflege betreut. Fast 500.000 Menschen mit Behinderung sowie Menschen mit psychischer Erkrankung erhalten Angebote in über 15.000 Einrichtungen und Diensten der Wohlfahrtsverbände. Fast 550.000 Menschen werden im Bereich der Altenhilfe in bundesweit rund 16.000 Einrichtungen und Projekten der Spitzenverbände versorgt. – Hilfe, die eine lange Tradition hat, und Helfer, ohne die der Alltag nicht funktionieren würde – von der Kita bis zum Seniorenheim. ■

Weitere Beispiele

Diakonie

Hilfe mit Tradition

Schon 1848 begann die Geschichte der organisierten Diakonie, als der Hamburger Theologe Johann Hinrich Wichern beim Wittenberger Kirchentag das Programm der „Inneren Mission der Deutschen Evangelischen Kirche“ gegen geistliche und materielle Armut sowie soziale Not entwarf. Die Innere Mission und das Hilfswerk haben sich seit 1957 in landeskirchlichen Werken zusammengeschlossen. 1975 wurden sie im Diakonischen Werk der EKD vereint. 1991 sind die Diakonischen Werke der Kirchen des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR dem Diakonischen Werk der EKD beigetreten (mehr dazu: www.diakoniegeschichte.de). Heute sind rund 700.000 Menschen in Einrichtungen und Diensten der Diakonie freiwillig engagiert.

Infos: www.diakonie.de

Caritas

In allen Bereichen aktiv

Der von Prälat Lorenz Werthmann im November 1897 in Köln gegründete Deutsche Caritasverband ist heute Arbeitsplatz für rund 559.000 Menschen in 24.646 Einrichtungen und Diensten, die der Caritas bundesweit angeschlossen sind. Sie werden von rund 500.000 Ehrenamtlichen, knapp 33.000 Auszubildenden und 4.100 Freiwilligen im sozialen Jahr unterstützt. 81,5 Prozent der Caritas-Mitarbeiter sind Frauen. Von den hauptberuflichen Mitarbeitern sind mehr als 238.000 in den Einrichtungen und Diensten der Gesundheitshilfe tätig, rund 116.000 arbeiten in der Kinder- und Jugendhilfe, 107.000 in der Altenhilfe, knapp 64.000 in der Behindertenhilfe/Psychiatrie und 4.700 in der Familienhilfe. 64 Prozent aller Mitarbeiter der Caritas pflegen und betreuen Menschen in stationären Einrichtungen wie Krankenhäusern oder Pflegeheimen, 22 Prozent arbeiten in Tageseinrichtungen wie Kindergärten oder Werkstätten für Menschen mit Behinderung.

Infos: www.caritas.de

Deutsches Rotes Kreuz

Humanitäre Hilfe

Die internationale Rotkreuz- und Rothalbmond-Bewegung ist mit 186 Nationalen Gesellschaften die größte humanitäre Organisation der Welt. Das bereits Mitte des 19. Jahrhunderts gegründete Deutsche Rote Kreuz ist Teil dieser weltweiten Gemeinschaft, die seit über 140 Jahren umfassend Hilfe leistet für Menschen in Konfliktsituationen, bei Katastrophen und gesundheitlichen oder sozialen Notlagen, allein nach dem Maß der Not. Eine Idee, die weltweit von über 100 Millionen freiwilligen Helfern und Mitgliedern getragen wird. Allein in Deutschland engagieren sich rund vier Millionen Mitglieder.

Infos: www.drk.de



Arbeiterwohlfahrt

Bundesweite Hilfe

Die im Dezember 1919 von Marie Juchacz (1879–1956) als „Hauptausschuss für Arbeiterwohlfahrt in der SPD“ gegründete Arbeiterwohlfahrt (AWO) gliedert sich heute bundesweit in 30 Bezirks- und Landesverbände, 480 Kreisverbände sowie 3.800 Ortsvereine und wird bundesweit von rund 400.000 Mitgliedern, 70.000 ehrenamtlichen und 165.000 hauptamtlichen Mitarbeitern getragen. Bundesweit gibt es rund 14.000 Einrichtungen und Dienste der AWO, darunter über 2.100 Heime, 4.000 Tagesstätten sowohl für Kinder und Jugendliche als auch für alte Menschen, über 2.000 Auskunfts- und Beratungsstellen und rund 1.800 ambulante Dienste.

Infos: www.awo.org

BAGFW

Kontakte und Koordination

In der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege e.V. arbeiten die Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege zusammen. Durch gemeinschaftliche Initiativen und sozialpolitische Aktivitäten wollen sie die Weiterentwicklung sozialer Arbeit sichern. Neben einer Geschäftsstelle in Berlin und einer Abteilung in Köln gibt es ein Europa-Büro in Brüssel, das die EU-Gesetzgebung, die Begleitung der BAGFW-Mitgliedschaft im Wirtschafts- und Sozialausschuss, die Begleitung und Koordination mit Wohlfahrtsverbänden anderer Mitgliedsstaaten und die Abstimmung der Europaarbeit im Blick hat.

Infos: www.bagfw.de

Der Paritätische

Unter einem Dach

Der Paritätische ist einer der sechs Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege in Deutschland und damit Dachverband von über 10.000 eigenständigen Organisationen, Einrichtungen und Gruppierungen im Sozial- und Gesundheitsbereich. Mit 15 Landesverbänden und mehr als 280 Kreisgeschäftsstellen unterstützt der Paritätische die Arbeit seiner Mitglieder.

Infos: www.der-paritaetische.de

ZWST

Jüdische Wohlfahrtspflege

Die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) bildet den Zusammenschluss der jüdischen Wohlfahrtspflege in Deutschland. Die ZWST ist die Dachorganisation der Wohlfahrtspflege für 18 Landesverbände und sieben selbstständige Gemeinden mit insgesamt rund 100 jüdischen Gemeinden (2011: rund 103.000 Mitglieder). Da sich seit Anfang der 90er-Jahre die Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion verstärkt hat, wurde die Integration jüdischer Migranten in die deutsche Gesellschaft zum Arbeitsschwerpunkt der ZWST.

Infos: www.zwst.org



Wer engagiert sich? Wer schaut weg? Und wer wartet nur noch auf den richtigen Anstoß? – Prof. Dr. Helmut Anheier beobachtet die Gesellschaft

Erforschung der Zivilgesellschaft

Spiegel der Gesellschaft

Der Berliner und Heidelberger Professor Helmut Anheier erforscht die Zivilgesellschaft. Eine seiner Erkenntnisse angesichts steigender sozialer Ungerechtigkeit in Deutschland: „Wir brauchen eine Engagementpolitik!“

Interview: Tanja Breukelchen – Fotos: Odile Hain


Wie hat sich die Zivilgesellschaft verändert? Vor welchen Herausforderungen steht sie? Was bewirkt sie? – Prof. Dr. Helmut Anheier beschäftigen diese Fragen jeden Tag. Der Heidelberger Soziologieprofessor und Dekan der Hertie School of Governance erforscht weltweit die Zivilgesellschaft. Wir trafen ihn zum Interview in Berlin.

CHANGE: Was genau ist Zivilgesellschaft?

PROF. DR. HELMUT ANHEIER: Zivilgesellschaft ist die Kapazität der gesamten Gesellschaft, sich selbst zu organisieren und gemeinsame Probleme anzugehen, ohne staatliche Eingriffe und ohne das Einwirken der Erwerbswirtschaft.

Wie misst man die Zivilgesellschaft?

Dazu muss man vorausschicken, dass die Zivilgesellschaft lange Zeit über den >>



„Man muss
einen langen
Atem haben“

Prof. Dr. Helmut Anheier

Prof. Dr. Helmut Anheier war unter anderem als Dozent an der Universität Köln und als Gastprofessor an der Johns Hopkins University tätig. 2009 wurde er Dekan der Hertie School of Governance in Berlin und ist dort auch als Soziologieprofessor tätig; seit 2006 ist er Professor an der Universität Heidelberg



„Internationalisierung in Deutschland heißt meistens Europäisierung“

Prof. Dr. Helmut Anheier

Non-Profit-Sektor definiert wurde. Auch von der Art der Messung. Dabei wurde gefragt, wie groß der Einfluss des Dritten Sektors für das Bruttosozialprodukt ist. Man hat also versucht, die Zivilgesellschaft so zu messen, wie man die Wirtschaft misst. Das ist wichtig, hat aber seine Grenzen. Man sieht inzwischen immer mehr auch den sozialen Sinn. Dies zu messen ist natürlich immer schwieriger, als etwas Monetäres zu messen.

Zum Beispiel?

Man kann messen, wie viele Organisationen es gibt, wie groß diese sind, wie hoch der Grad des Zivilengagements in der Gesellschaft ist. Das sind die organisationsrelevanten Aspekte. Dazu kommen Fragen nach dem Rechts- und dem Steuersystem. Denn es gibt Gesellschaften, die der Zivilgesellschaft auch rechtliche Barrieren in den Weg räumen. Manchmal sind es aber auch ganz subtile Sachen, wie lange Zeit in Frankreich, wo die Organisationen keine Immobilien besitzen durften. Oder hier in Deutschland das Gemeinnützigkeitsrecht, das die zeitnahe Verwendung der Mittel fordert und eine vernünftige Betriebswirtschaft fast unmöglich macht. Außerdem machen wir uns Gedanken darüber, wie man Werte misst. Zum Beispiel: Respekt vor der Unterschiedlichkeit der anderen, Empathie, Toleranz. Also bestimmte Werte, die für die zivilgesellschaftliche Umsetzung von Anliegen wichtig sind. Und letztendlich haben wir uns darüber Gedanken gemacht, wie wir nun den Beitrag der Zivilgesellschaft messen können. Bei diesen vier Komponenten ist der Beitrag immer der schwierigste Teil.

Würden Sie unterschreiben, dass die Zivilgesellschaft individueller, flexibler und internationaler geworden ist?

Ja. Individueller, weil sich die gesamte Gesellschaft in diese Richtung entwickelt hat. Flexibler – wenn wir an die Modernisierung der großen Wohlfahrtsverbände denken, da hat sich schon etwas getan. Und wenn Sie den Internationalisierungsgrad der Zivilgesellschaft nehmen, dann ist Deutschland in der Welt mit führend. Ein großer Impetus ist über Europa gekommen. Internationalisierung in Deutschland heißt meistens Europäisierung. Aber auch über die starke Verankerung von Organisationen wie Amnesty International oder Greenpeace, bei denen die deutschen Sektionen die weltweit führenden sind.

Welche Rolle spielt der demographische Wandel?

Der demographische Wandel bricht ja nicht über Nacht ein, sondern ist ein langfristiges Phänomen. Natürlich wird es große Umwälzungen geben. Was eine schwierige Aufgabe sein wird, ist der Austausch der Gesellschaft, denn der demographische Wandel bedeutet auch eine vielfältigere Gesellschaft in Deutschland. Und damit muss die Zivilgesellschaft umgehen.

Wo sehen Sie da Chancen?

Die Chancen sehe ich darin, dass wir einfach offener sein und unterschiedliche zivilgesellschaftliche Formationen zulassen müssen.

Wo stößt die Zivilgesellschaft an Grenzen?

Wir dürfen vor allem nicht den Fehler machen, zu denken, der Staat oder die

Wirtschaft greifen dann erst ein, wenn die Zivilgesellschaft an ihre Grenzen gestoßen ist. Das muss man von Anfang an eher als eine Art Partnerschaft sehen. Wo genau da die Grenzen liegen – ich weiß es nicht. Es ist jedoch eine Gemeinschaftsaufgabe.

Gab es bei Ihren Studien Überraschungen?

Was mich überrascht hat ist, dass der Bundesfreiwilligendienst so gut angekommen ist. Das hatte ich nicht erwartet, weil es so viele Reformen in Deutschland gab, die nicht funktioniert haben. Aber diese ist wirklich bei den Menschen angekommen und von ihnen angenommen worden.

Was hat Sie noch erstaunt?

Die vehemente Entwicklung des Stiftungswesens in Deutschland in den letzten rund 25 Jahren. Die Tatsache, dass wir diese uralte Tradition des Stiftens haben – und die meisten deutschen Stiftungen sind gerade mal 20 Jahre alt. Das ist so ein unglaublich hohes Potenzial ...

... das aber in den einzelnen Bundesländern enorm unterschiedlich ist. Warum?

Stiftungen brauchen Geld. Und Geld ist in Deutschland ungleich verteilt. Hamburg ist die Stiftungsmetropole, denn es hat relativ gesehen die höchste Stiftungsdichte. München, Stuttgart und Frankfurt sind ebenfalls Stiftungshauptstädte.

Wie sieht es mit der Verteilung des Engagements aus?

Dass der Bundesfreiwilligendienst so gut angekommen ist, findet Prof. Dr. Helmut Anheier im positiven Sinne erstaunlich



„Wir brauchen eine Engagementpolitik“

Prof. Dr. Helmut Anheier

Es gibt gewisse Grundregelmäßigkeiten, wenn man sich die Engagementforschung anschaut. Wer engagiert sich? Das sind die besser Gebildeten, die Jüngeren, eher das Bildungsbürgertum.

Aus Verantwortung oder Tradition heraus? Beides. Wer sich überhaupt nicht engagiert, sind Hartz-IV-Empfänger, die lange arbeitslos sind. Denn Engagement ist gelerntes Verhalten. Und man kann es auch entlernen. Unser Land ist ungleicher geworden – und auch die Verteilung des Engagements ist ungleicher geworden.

Hat das auch mit Stadt und Land zu tun? Ja. Wie ist denn das Engagement auf dem platten Land vor 30 oder 40 Jahren verlaufen? Es gab die großen Vereine. Da war zum Beispiel der Sportverein, über den man zum Engagement gekommen ist. Dann waren da die Kirchen, die Feuerwehr, vielleicht noch die AWO oder das THW. Aber genau die sind

es heute, denen die Mitglieder weglaufen.

Weil sich nicht jeder darin wiederfindet? Das zum einen. Dazu kommt: Wir haben ja auch eine Entvölkerung, auf dem Land gehen die jungen Leute weg und finden in der Stadt andere Engagementformen.

Zum Beispiel in Form einer Freiwilligenagentur, von der zugleich auch Anregungen, Kontakte, Beratung und Begleitung kommen. Es ist inzwischen das Äquivalent. Kommen Sie neu in ein kleines Dorf und suchen Kontakt, gehen Sie in einen Sportverein. Kommen Sie neu in eine Großstadt, gehen Sie in eine Freiwilligenagentur.

Vor welchen Herausforderungen steht die Zivilgesellschaft in Deutschland? Ich denke da an Aspekte sozialer Ungleichheit, die in Deutschland doch ganz arg gestiegen sind. Damit meine ich gar nicht, dass wir eine Umverteilungspolitik brauchen. Aber wir brauchen eine Engagementpolitik, die soziale Ungleichheit gleich mitdenkt und versucht, da präventiv zu wirken. Wir

müssen zum Beispiel schon Kinder und Jugendliche bei Engagement-Themen mit einbinden, sonst verlieren wir sie später für die Zivilgesellschaft.

Es gibt sicherlich im Bereich der Bildung viele Möglichkeiten, dort anzusetzen. Ja. Deswegen finde ich es schade, dass es zwar eine Bundesagentur für Zivilgesellschaft gibt, diese jedoch im Bundesfamilienministerium untergebracht ist. Dabei müsste so eine Abteilung in jedem Ministerium sitzen und die Hauptabteilung müsste im Innenministerium untergebracht sein.

Viele Ideen werden aus dem Ausland übernommen. Was muss ein Konzept haben, damit es gleich in zahlreichen Ländern funktioniert?

Das Thema muss anschlussfähig sein, man muss einen langen Atem haben und es eventuell anpassen können. Beispiele dafür sind Teach First, die Bürgerstiftungen oder soziale Investitionen. Aber auch umgekehrt haben wir mit dem Bundesfreiwilligendienst etwas, das wir gut exportieren können. ▣

Zum Thema

Die Zivilgesellschaft geht uns alle an!

Schon die Kleinsten sollten so früh wie möglich an Verantwortung und gemeinnütziges Handeln herangeführt werden, damit bürgerliches Engagement funktioniert. Nur so können wir gemeinsam die Zukunft der Zivilgesellschaft gestalten

Von Dr. Brigitte Mohn – Foto: Arne Weyhardt

Es ist nicht nur die unschätzbare Erfahrung der älteren Generation, die dringend gebraucht wird. Die Grundlagen für bürgerschaftliches Engagement sollten möglichst früh gelegt werden. In Bildungsplänen von Kitas, Schulen oder der außerschulischen Jugendarbeit zum Beispiel. Denn bereits dort können Lerninhalte und Freiräume für gemeinnütziges Handeln verankert werden. Wenn wir die Motivation und die Kompetenzen der jungen Menschen in den Mittelpunkt stellen, können wir ihre Partizipationsfähigkeit dauerhaft stärken.

Viele Kitas beteiligen mittlerweile die Kinder wie selbstverständlich an der Planung des Außengeländes. So wie in einem Berliner Kindergarten. In allen Gruppen bastelten die Kinder dort mehr als zwanzig Modelle für die Neugestaltung der Spielflächen. Am Wahltag stimmten sie darüber ab, welches Modell verwirklicht werden sollte. Diese Wahl war für die Kinder etwas Prägendes, etwas ganz Besonderes: „Wir dürfen richtig mitbestimmen!“ Inzwischen plant ein Architekt die konkrete Umsetzung des ausgewählten Modells. Wir brauchen das Engagement jedes Einzelnen für unsere Welt, im Kleinen wie im Großen. Viele Menschen wollen sich einbringen und beteiligen. Und sie haben ganz konkrete Vorstellungen, wenn sie sich engagieren wollen: Rund ein Drittel der Engagierten ist bereit, sich in der Betreuung von alten Menschen, in einer Bürgerinitiative oder für soziale Aktivitäten zu engagieren. Aber dieser Prozess wird nicht als Einbahnstraße funktionieren. Vielmehr bedarf es einer neuen Transparenz, einer neuen Beteiligungs- und Anerkennungskultur des Staates. Und die Bürger wollen in politische Prozesse und Entscheidungen einbezogen werden. Wer sich engagiert, möchte gehört und ernst genommen werden, frühzeitig und kontinuierlich.

Zivilgesellschaftliches Engagement muss Teil der Erfahrungswelt aller Menschen werden und unsere Kultur sich so verändern, dass Engagement oder ein Ehrenamt selbstverständlich zum Leben dazugehört. Für einen heranwachsenden Menschen ebenso wie für jemanden, der sich Gedanken macht, wie er seine Zeit nach dem Erwerbsleben sinnvoll gestaltet. Um etwa Jugendliche stärker für ehrenamtliche Aufgaben zu gewinnen, ist die richtige altersgemäße Ansprache wichtig. Die Hälfte der Jugendlichen gibt an, dass sie es besonders gut findet, bei der ehrenamtlichen Arbeit Menschen zu treffen, Freunde kennenzulernen oder den eigenen Erfahrungshorizont erweitern zu können.



Dr. Brigitte Mohn, Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung

Daher sind wir gefordert, Freiräume und Möglichkeiten zum Engagement zu schaffen. Wir benötigen eine neue Wertschätzung sowie politische, steuerliche, rechtliche und finanzielle Anreize, um freiwilliges Engagement und gemeinnütziges Investment zu fördern.

Dabei geht es keineswegs nur um erbrachte Dienstleistungen. Wer nur in ökonomischen Zusammenhängen denkt, springt viel zu kurz. Gelebte Solidarität ist das Rückgrat der Demokratie und des gesellschaftlichen Zusammenhalts – eine Schlüsselressource für die Zukunft unserer Gesellschaft. Deshalb hängt die Zukunft unseres Gemeinwesens entscheidend davon ab, wie es uns gelingt, gesellschaftliches Engagement und zivilgesellschaftliche Werte zu erhalten und über die Generationen hinweg zu fördern. Denn die Zukunft der Zivilgesellschaft geht uns alle an! ■

Stiftung >





Neue Stimmen

Stars von morgen im TV

Drei ehemalige Teilnehmer des internationalen Gesangswettbewerbs „Neue Stimmen“ der Bertelsmann Stiftung waren Gäste bei Rolando Villazóns Shows „Stars von morgen“: der Russe Pavel Kolgatin, die Rumänin Cristina-Antoaneta Pasaroiu und der Südkoreaner Kihwan Sim

Text: Thomas Rübke – Fotos: Bernd Jonkmanns

Geschick entwendet Rolando Villazón dem „change“-Reporter den Kugelschreiber aus der Hand. Mit ein paar schnellen Strichen malt er sich einen Schönheitsfleck über die Oberlippe und eine mittlere Haarpracht auf die Brust. „So, das ist doch viel besser!“, sagt er und schaut belustigt auf das verzierte Plakat an der Tür zu den Garderoben. Darauf wirbt der franko-mexikanische Weltstar für die beiden „Stars von morgen“-Shows, die an diesem und dem folgenden Abend im Kesselhaus der Berliner Kulturbrauerei fürs Fernsehen aufgezeichnet werden. Der Popstar unter den Tenören wird acht aufstrebende Talente präsentieren. Darunter sind drei Preisträger des Wettbewerbs „Neue Stimmen“: Pavel Kolgatin (*1987) aus Russland, der 2007 den vierten Preis gewann, die im vergangenen Jahr mit dem vierten Preis ausgezeichnete Rumänin Cristina-Antoaneta Pasaroiu (*1986) und Kihwan Sim (*1983) aus Südkorea. Er war 2009 der Zweitplatzierte des Wettbewerbs.

„Ein bisschen Lampenfieber“

Cristina-Antoaneta Pasaroiu sitzt schon eine Weile geduldig in der Maske und lässt sich von der Maskenbildnerin „showfein“ machen. Feuchter Kleber glänzt in ihren Wimpern, es ist warm und etwas stickig. Irrendwoher riecht es nach Spaghetti Bolog-

nese. Mit Engelsgeduld fügt sich die junge Sopranistin in die Prozedur: „So komme ich doch wenigstens zur Ruhe“, sagt sie lächelnd in fließendem Deutsch.

An der Wand gegenüber dem Schminktisch bringt sich das ZDF in Position. Kameramann, Tontechniker und Redakteur suchen nach der besten Perspektive. Sie drehen die kurzen Einspielfilme, in denen jeder Künstler vorgestellt wird. Darin darf das erste Zusammentreffen mit Superstar Rolando Villazón natürlich nicht fehlen. Der biegt gerade um die Ecke, begrüßt Cristina herzlich: Handschlag, Umarmung: „Wie geht es dir?“ – „Ich habe ein bisschen Lampenfieber.“ – „Das ist gut. Toi, toi, toi!“ Das Kamerateam ist zufrieden und geht raus auf den Hof der Kulturbrauerei. Jeden Moment wird der Bassbariton Kihwan Sim erwartet, und die ZDF-Leute wollen ihn dabei filmen, wie er sich dem alten Backsteingebäude nähert. Auf den letzten Metern wird Villazón ihm entgegengehen und ihn begrüßen. Der Plan geht auf, die Einstellung sitzt auf Antrieb. Der Koreaner ist am Vortag aus Frankfurt angereist. Er sei schon ein bisschen nervös, gesteht er. Aber weniger wegen des Gesangs als wegen des Interviews in der Show. Zwar versteht und spricht er die deutsche Sprache sehr passabel, aber natürlich fühlt er sich darin noch längst >>





„Mein Traum ist es, bis 70 auf der Bühne zu singen, überall auf der Welt“

Kihwan Sim, Bassbariton

Dem Star ganz nah: Die Rumänin Cristina-Antoaneta Pasaroiu (mit Rolando Villazón), der Russe Pavel Kolgatin (links) und der Südkoreaner Kihwan Sim (oben) gehörten zu den Teilnehmern der TV-Shows „Stars von morgen“, die an den Sonntagen im Advent auf Arte ausgestrahlt werden



nicht so sicher wie in seinem Metier. „Ich habe Rolando Villazón schon früher auf CD gehört und gedacht: Berühmte Leute wie ihn zu treffen, wäre schon toll. Na ja, und jetzt ist es so weit ...“, freut sich Kihwan. Nach dem „Neue Stimmen“-Wettbewerb 2009 schloss er sein Gesangsstudium in Hamburg ab, ein Engagement ergab sich nach dem anderen. Jurymitglied Bernd Loebe, Intendant der Oper Frankfurt, holte ihn an sein Opernstudio. Im vergangenen Jahr gewann Kihwan den hoch dotierten Ersten Preis des internationalen „Concours Régine Crespin“. Und seit der Spielzeit 2012/13 ist er festes Ensemblemitglied in Frankfurt. Welche Träume hat er für die Zukunft? Auf welchen Bühnen würde er gerne singen? „Mein Traum ist es, lange Zeit auf der Bühne zu singen, mindestens bis ich 70 bin, überall auf der Welt.“ Eine diplomatische Antwort? Vielleicht. Eine ehrliche Antwort? Ganz bestimmt.

Im Kesselhaus bereitet sich derweil Rolando Villazón mental auf seine Moderationen und Künstlerinterviews vor. Warum er als viel beschäftigter Tenor auch noch die Zeit für eine Nachwuchsshow aufbringt? „Es ist wichtig, mit jungen Leuten zu arbeiten. Das ist eine Verantwortung für die Künstler, die schon etabliert sind“, erklärt er. Sein größtes Vorbild sei Plácido Domingo gewesen: „Wenn ich dann von den jungen Sängern höre, dass ich heute selbst ein Vorbild bin, macht mich das schon ein wenig stolz. So kann ich sagen, ich habe ein bisschen zu tun mit ihrem Berufswunsch.“

„Villazón ist mein Vorbild“

„Als ich Rolando erzählte, dass er schon mein Vorbild war, als ich noch in Rumänien zur Schule ging, tat er erschrocken und rief: ‚Oh Gott, bin ich schon so alt?‘“, erzählt Cristina, während sie hinter der Bühne wartet. „Ich habe mich schon damals in seine Stimme verliebt, sie hat so viel Leidenschaft.“ Auch Cristina wurde von Bernd Loebe sofort im Anschluss an die „Neuen Stimmen“ an die Oper Frankfurt verpflichtet. Mit der Spielzeit 2012/13 nahm sie ein Engagement am Staatstheater Kassel an. Obwohl sie schon viel Bühnenerfahrung sammeln konnte, sei ein Fernsehauftritt eine besondere Situation: „Der Druck ist höher. Die Kamera kommt dir so nahe, es sind so viele Details zu sehen und zu hören. Im Theater hat man viel mehr Platz, sich zu bewegen.“ An mehr als 20 internationalen Wettbewerben hat Cristina schon erfolgreich teilgenommen, die „Neuen Stimmen“ seien jedoch eine ganz besondere Erfahrung gewesen:

„Mich vor so einer wichtigen Jury vorstellen zu dürfen, war auch eine psychologische Übung. Wie ich unter Druck reagiere, wie ich meine Stimme und Leistung möglichst hochbringen kann. Wenn man das geschafft hat, kann man vieles schaffen“, sagt sie, und ihre Augen blitzen. „Doch das Besondere war, dass ich mich gefühlt habe wie in einer Familie. Ich habe an vielen Wettbewerben teilgenommen, doch die Organisation war hier einzigartig. Es war ein wunderbares Team, das mir geholfen hat, Mut gegeben und viel positive Energie. So kann man auch mehr Leistung bringen.“

Kurz vor Aufzeichnungsbeginn um 19 Uhr treffen wir Cristina und Kihwan in der Maske wieder. „Ich bin jetzt viel ruhiger als vor der Generalprobe. Da war die Anspannung am größten“, sagt Cristina. Kihwan

geht es ebenso: „Direkt vor dem Auftritt bin ich immer ruhig. Ich esse vorher nichts, dafür futtere ich hinterher besonders viel.“

Im Saal warten derweil rund 300 Zuschauer, die 40-köpfige Junge Sinfonie unter Leitung von Elias Grandy und sechs Kameras. Pünktlich um 19 Uhr geht es mit dem „Danse Bohème“ aus Bizets Carmen-Suite Nr. 2 los. Gleich danach singt Cristina-Antoaneta Pasaroiu „Meine Lippen, sie küssen so heiß“ aus „Giuditta“ von Lehár. In ihrem langen, rotglänzenden Kleid und mit ihrem gefühlvollen Gesang gelingt Cristina ein vollendeter Vortrag. Applaus, Abgang – und dann das Ganze noch einmal: Die Hintergrundprojektion auf die Wand des Kesselhauses hat versagt, die Sopranistin muss ihren Auftritt wiederholen. Ein Schock? „Nein, das war überhaupt kein Problem“, wird sie später sagen.

Ganz locker: Rolando Villazón begrüßt Kihwan Sim schon auf dem Weg zur Probe. Das macht Mut und lässt den großen Namen schon viel menschlicher erscheinen



Hinter der Bühne steigt die Spannung. Rolando Villazón schaut noch einmal bei Cristina-Antoaneta Pasaroiu vorbei. In wenigen Minuten wird sie zusammen mit Kihwan Sim auf der Bühne stehen

Kihwan Sims Auftritt ist der fünfte Programmpunkt: „Ombre di mia prosapia“ aus „La Gioconda“ von Ponchielli. Konzentriert steht er da. Ein dramatisches Orchester-Intro, dann setzt seine tiefe, dunkle Stimme ein wie ein Paukenschlag. Zum Abschluss singen Cristina und Kihwan ein Duett: „Là ci darem la mano“ aus Mozarts „Don Giovanni“. Erst zweimal geprobt, tragen sie es perfekt vor. Der gelungene Abschluss einer gelungenen Show.

Am nächsten Nachmittag treffen wir Pavel Kolgatin in der Maske. Der russische Te-

„Es ist wichtig, mit jungen Leuten zu arbeiten“

Rolando Villazón



nor sieht seinem Auftritt ebenso souverän entgegen wie seine Sängerkollegen gestern, mehr noch: „Ich habe kein Lampenfieber.“ Pavel hat tiefes Vertrauen in sich selbst. Es scheint, als könne ihn nichts aus der Ruhe bringen: „Ich singe seit meinem fünften Lebensjahr, warum sollte ich nervös sein? Ich habe ein gutes Gefühl vor dem Auftritt. Nur wenn ich mal gesundheitlich angeschlagen bin und befürchten muss, dass ich nicht das leisten kann, was ich sonst leiste, bin ich nervös.“ Außerdem ist Pavel sehr TV-erfahren, hat in Moskau schon häufig vor den Kameras des Kulturprogramms gestanden. „Die ‚Neuen Stimmen‘ haben mir bei meiner Karriere sehr geholfen. Ich bin so froh über die Chancen, die mir der Wettbewerb gegeben hat“, sagt er. Zahlreiche Engagements bei internationalen Festivals schlossen sich an, an Theatern in Salzburg, Neapel, Rom – und nicht zuletzt am Bolschoi-Theater.

Ab September 2012 ist er Ensemblemitglied an der Staatsoper Wien. Doch auch er trifft nicht jeden Tag auf einen großen Star wie Rolando Villazón. Seine Traumrollen: „In zehn Jahren möchte ich den Alfredo in ‚La Traviata‘ singen, in 20 Jahren den Rodolfo in ‚La Bohème‘ oder den Cavaradossi aus ‚Tosca‘.“ Davor, dazwischen

Der Russe Pavel Kolgatin hat schon in seiner Heimat TV-Erfahrung gesammelt und bleibt auch beim Talk vor laufender Kamera (links) ganz cool



und danach will Pavel „alles singen, was es für lyrische Tenöre gibt. Ich liebe das Dramatische, liebe es zu überraschen und neue Gefühle zu erkunden, denn Gefühle bedeuten Leben.“ Darum hat er für den heutigen Auftritt mit „Tradito, schernito“ aus Mozarts „Cosi fan tutte“ ein besonders schweres Stück gewählt: „Schließlich sind wir Russen für unsere dramatische Seele bekannt“, sagt er lachend.

„Ich liebe das Dramatische“

Dann ist der Moment des großen Auftritts gekommen. Feste Schritte. Gewinnendes Lächeln. Konzentration. Im Kesselhaus gibt es jetzt nur noch Pavel Kolgatin und seine Stimme. Danach braucht es einen Moment, um wieder aufzutauchen aus der Welt, in die er sein Publikum entführt hat. ■

Ausgestrahlt werden die vier neuen „Stars von morgen“-Sendungen an den Sonntagen im Advent um 18.30 Uhr bei Arte. Wann genau die drei „Neue Stimmen“-Preisträger zu sehen sein werden, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.

info >

25 Jahre Neue Stimmen



Der **Internationale Gesangswettbewerb „Neue Stimmen“** der Bertelsmann Stiftung findet alle zwei

Jahre statt und will junge

Nachwuchstalente aus dem Opernfach aufspüren, fördern und ihnen den Weg in nationale und internationale Karrieren öffnen. Nach den **weltweiten Vorauswahlen**, die von Jurymitglied Brian Dickie, Generaldirektor des Chicago Opera Theater, geleitet werden, kommen die besten Sänger in der **Finalwoche in Gütersloh** zusammen und präsentieren sich dort der internationalen Jury mit dem Dirigenten Gustav Kuhn, Kammersänger Francisco Araiza, Kammersänger Siegfried Jerusalem, Musikkritiker Jürgen Kesting, Intendant Bernd Loebe, Nicholas Payne, Direktor Opera Europa, Kammersängerin Anja Silja und Evamaria Wieser (Artistic Consultant Lyric Opera Chicago und Teatro dell' Opera di Roma) sowie Dominique Meyer (Direktor der Wiener Staatsoper) als Juryvorsitzender.

WEBLINK:
www.neuestimmen.de

KONTAKT: Ines Koring
ines.koring@bertelsmann-stiftung.de

Alle Kids sind VIPs

Rap für Integration

Der Traum, ein Star zu sein, wurde jetzt für Schüler aus Solingen wahr: Die Gewinner des Integrationswettbewerbs „Alle Kids sind VIPs“ der Bertelsmann Stiftung drehten gemeinsam mit der Band Culcha Candela ein Video zum Thema Integration

Text: Jan Drees – Fotos: Jan Voth



Gewonnen! Die Schüler der Zentralfachschule der Deutschen Süßwarenwirtschaft (ZDS) in Solingen gehören zu den Preisträgern des bundesweiten Integrationswettbewerbs „Alle Kids sind VIPs“ der Bertelsmann Stiftung

Auf einem Hügel im nordrhein-westfälischen Solingen werden seit 1951 süße Träume wahr. Die Zentralfachschule der Deutschen Süßwarenwirtschaft (ZDS) lehrt, wie saure Drops, schmelzende Schokoladenpralinen und fruchtige Kaubonbons hergestellt werden.

„Bei uns ist es wie bei ‚Charlie und die Schokoladenfabrik‘“, sagt einer der Azubis, dem an diesem Junivormittag selbst ein Traum erfüllt wird. Die ZDS gehört zu den Gewinnern des Wettbewerbs „Alle Kids sind VIPs“ der Bertelsmann Stiftung. Als Hauptgewinn reist die Reggae- und Hip-Hop-Band Culcha Candela, prominenter Botschafter des bundesweiten Integrationswettbewerbs, aus Berlin an.

Die ZDS-Schüler Christoph Wolf (20) und Alexander Niedzielsky (18) haben sich bei „Alle Kids sind VIPs“ mit einem „Integrations-Rap“ beworben. In diesem erzählen sie von ihren Herausforderungen im Schulalltag, von Problemen mit Gewalt, Vorurteilen, Vereinzelung. Sie suchen nach Lösungen und rufen im Refrain: „Hebt die Hand, kommt mit auf unsre kleine Reise. Zusammen sind wir stark. Zusammenhalt mit unsresgleichen“.

Musikvideo mit den Stars

Das hat die Jury überzeugt, weshalb Christoph und Alexander nun ein Musikvideo mit Culcha Candela drehen werden, eingebettet in ein umfassendes Rahmenpro-





Culcha Candela zu Besuch bei Schülern der Zentralfachschule der Deutschen Süßwarenwirtschaft (ZDS) in Solingen

„Man muss Ausdauer haben“

Culcha Candela

gramm, zu dem ein Performance-Coaching, Interviews, ein Meet & Greet auf der Bühne, die Präsentation des Gewinnersongs und ein gemeinsames Mittagessen gehören.

„Ich sehe mich jetzt nicht als Star oder so“, sagt Alexander, schaut dann aber zu den Fernsehkameras von RTL, Sat.1, WDR, den Print- und Radiojournalisten, die ihm ebendieses Gefühl geben: ein Star, ein VIP

zu sein, wie es der Projektname suggeriert: „Alle Kids sind VIPs“.

Dass Culcha Candela, die sich selbst als „gelungenes Integrationsprojekt“ bezeichnen, nichts in den Schoß gefallen ist, erzählen sie im Interview mit zwei Schülerinnen auf der Mensabühne: „Man darf nicht aufhören zu arbeiten. Man muss Ausdauer haben und auch mal länger dranbleiben,

als man vielleicht geplant hat.“ Culcha Candela haben sich 2001 gegründet – der erste Nummer-1-Hit („Hamma“) folgte erst sechs Jahre später.

Christoph Wolf und Alexander Niedzielsky, Anfänger wie Culcha Candela zu Beginn des Jahrtausends, sind allerdings auf einem guten Weg – das zeigen sie bei ihrem Auftritt in Solingen. Sie wirken >>



DER GEWINNER-SONG

Auszug aus dem Text:

„Lass die Waffen fallen,
ruf zur Gemeinschaft auf!
Es gibt genug Leid auf
dieser Welt,
du glaubst es kaum.
Es wird Zeit, dass wir
anfangen zu verstehen,
dass das Leben uns
nichts schenkt.
Fangt an, euch zu
vergeben.
Hebt die Hand, kommt mit
auf unsre kleine Reise.
Zusammen sind wir stark.
Zusammenhalt mit
unsresgleichen.
Ja, so unvergleichlich.
Ja, so unbeschreiblich.
Diese Welle unaufhaltbar.
Und so unvermeidlich.“

Culcha Candela, die beiden Gewinner und ihre Mitschüler beim Videodreh. – Zusammen mit den Stars machte der Gewinnersong gleich noch mehr Spaß

selbstsicher, ihre Beats begeistern das Publikum, auf Zugabe-Rufe reagieren sie mit der Premiere eines weiteren Songs, den sie, durch „Alle Kids sind VIPs“ inspiriert, geschrieben haben. „Ich weiß, du kannst was bewegen“, rufen sie, „mach deine Schule, du erreichst was“ – und weil der Song Flow hat, eingängig und stilsicher ist, wirkt ihr Rap nicht wie ein musikgewordener erhobener Zeigefinger.

Kennengelernt haben sich die beiden Hobby-Rapper aus Ostdeutschland erst in Solingen. Abends saßen sie „mit mehreren Mädels“ zusammen und spielten SingStar, ein Karaokeprogramm, bei dem bekannte Rock- und Popsongs vom Bildschirm abgesungen werden müssen. Dass sie singen können, war allen in der Runde klar. Christoph und Alexander verabredeten sich von nun an nach dem Unterricht, um gemeinsam zu proben. Schnell nahmen sie erste eigene Songs auf.

„Da wir hier in vierwöchigen Blöcken unterrichtet werden, nannten wir unsere selbst gebrannten CDs ‚Vier-Wochen-EP‘ und ‚Vier-Wochen-EP 2‘“, sagt Alexander. Das Equipment, das man hierfür braucht, steht im Probe- und Studioraum der ZDS. Dort wird die Musik-AG angeboten, von ZDS-Wohnheimleiter Ali Ergüvenc, dessen 13-jährige Tochter Lena und deren Freundinnen Dorothee Benedens und Anna Lena Gerhardt-Wilms als Background-Chor auf der Mensabühne hinter Christoph und Alexander stehen.

Integration durch Musik

Musik ist ein wichtiger Integrationsfaktor. Natürlich kann man auch alleine singen – aber schon beim Rap ist es nicht schlecht, wenn einer beatboxen kann, oder, wie bei Culcha Candela, wenn es nicht nur einen, sondern gleich fünf Sän-

ger gibt, die begleitet werden von einem erstklassigen Musiker wie DJ Chino an den Plattenspielern.

Nach dem Mittagessen stehen Alexander und Christoph ebendiesen erstklassigen Musikern in einem kleinen Raum gegenüber, um sie herum: wieder die Fernsehkameras und auf sie gerichtete Mikrofone. Was Culcha Candela nun erzählen, hat nicht nur mit Musik und „Bühnenperformances“ zu tun, sondern durchaus auch mit Integration, denkt man an die Zeile „Es wird Zeit, dass wir anfangen zu verstehen, dass das Leben uns nichts schenkt“ aus dem Gewinnersong zurück. Dass einem niemand von allein die Luxuskarosse vor die Tür stellt, hatten Culcha Candela bereits auf der Bühne gesagt. Was das genau bedeutet, wird bei diesem Workshop deutlich.

„Man muss sich selbst kennen“, sagen sie, „ich muss mich fragen, wie ich wirken



Christoph und Alexander, die beiden Gewinner von „Alle Kids sind VIPs“, posen vor der Kamera. Zuvor gab es ein Coaching (unten) mit den Stars von Culcha Candela



vita >

Culcha Candela

Zur Begrüßung in Solingen sagten die Musiker den 125 Schülern der ZDS: „Wir sind keine Vorzeige-Ausländer, sondern Vorzeige-Deutsche. Wir sind **Culcha Candela – Deutschlands next Generation.**“ Auf ihrer Homepage nennt sich die Band „eine Art Mini-UNO mit öffentlichem Integrationsauftrag“. Sie kommen aus Kolumbien, Korea, Uganda, Polen und Deutschland. Gesungen wird auf Deutsch, Englisch, Spanisch und Patois (einer jamaikanischen Kreolsprache, die im Hip-Hop vielfach verwendet wird). Mit ihrem Erfolgshit „Hamma“ schafften Culcha Candela 2007 den Durchbruch. Inzwischen haben sie über 2,2 Millionen Tonträger verkauft. Songs wie „Monsta“, „Von allein“, „Berlin City Girl“ gehören inzwischen zum Kanon der Popkultur. Ihr aktuelles Album „Flätrate“ hielt sich mehrere Wochen in den deutschen Charts.

Infos: www.culchacandela.de

will. Cool? Sexy? Wie ein Gangsta-Rapper? Und wenn ich wie ein Gangsta-Rapper wirken möchte, wäre es gut, zwischendurch mal was Lustiges zu machen, sich nicht allzu ernst zu nehmen. Kaugummis sehen auf der Bühne und im Video blöd aus, angeschrien werden will auch keiner aus dem Publikum. Es kann seltsam wirken, wenn ihr in einer fremden Stadt ruft: ‚Hebt eure Hände in die Höhe‘, und sich dann alle verweigern, weil sie sich von euch keine Ansagen machen lassen.“

Wie wirke ich auf andere? Wie kann ich ihnen ein gutes Gefühl vermitteln, sie abholen aus ihrem eigenen Leben? Was für den Entertainer auf der Bühne gilt, trifft ebenso auf das große Thema Integration zu. Wie motivieren wir andere, fremde Menschen, mit uns gemeinsam zu feiern, aber auch zu lernen, zu arbeiten, unseren Alltag zu teilen?

Das macht den euphorischen Kern dieses Tages mit Culcha Candela aus: Aufeinander

zugehen bringt beiden Seiten etwas. Jeder kann nur gewinnen. Deshalb ist es mit Sicherheit kein Zufall, dass im abschließenden Video Christoph und Alexander auf den langsam nach hinten gleitenden Kameraraschlitten zugehen. Sie blicken in die große Linse, als stellten sie sich bereits die späteren Fans vor, noch fremde Menschen, die da draußen warten, von den Rapzeilen der beiden Zuckerwaren-Azubis begeistert zu werden. Es waren nur ein paar Stunden, für Christoph Wolf und Alexander Niedzielsky aber ein großer Schritt in Richtung Bühnenkarriere. Ihre Ausbildung an der ZDS werden sie dennoch beenden. Was man hat, das hat man. Niemand stellt einem die Luxuskarosse von allein vor die Tür ... ▣

Das Video mit Culcha Candela und den Schülern der ZDS ist im Internet zu sehen unter: www.youtube.com/allekidssindvips

info >

Alle Kids sind VIPs

Mit dem bundesweiten Wettbewerb „Alle Kids sind VIPs“ ruft die Bertelsmann Stiftung Vereine und Schulen auf, sich mit eigenen **Projekten zur besseren Integration** von Jugendlichen aus Migrantenfamilien zu beteiligen. Als Auszeichnung bekommen die Kids **Besuch von prominenten Integrationsbotschaftern**, die ebenfalls alle ihre eigenen Erfahrungen mit dem Thema Integration gemacht haben. In diesem Jahr nahmen erneut über hundert Teams teil. Die elf besten Jugendprojekte wurden bei der Preisverleihung in Berlin geehrt.

WEBLINK:
www.allekidssindvips.de

KONTAKT: Caroline Dessin
caroline.dessin@bertelsmann-stiftung.de

Salzburger Trilog

Den Gordischen Knoten lösen

30 Persönlichkeiten aus 16 Ländern der Welt trafen sich auf Einladung der Bertelsmann Stiftung und des österreichischen Außenministeriums beim diesjährigen „Salzburger Trilog“ und diskutierten die Frage, ob Wirtschaftswachstum sozial und ökologisch nachhaltig sein kann

Text: Anna Butterbrod – Fotos: Arne Weyhardt

Wenn Scherben wirklich Glück bringen, wie das alte Sprichwort sagt, war der diesjährige Trilog gleich doppelt gesegnet: Zwei Wassergläser gingen im Eifer des Wortgefechtes versehentlich zu Bruch. Es lag wohl daran, dass einige Teilnehmer am Konferenztisch besonders energisch bei der Sache waren. „Kann Wirtschaftswachstum sozial und ökologisch nachhaltig sein?“ lautete die Fragestellung im Solitärssaal des Salzburger Mozarteums. Das ehrgeizige Ziel: den „Gordischen Knoten“ lösen.

Globale Probleme

Auf Einladung der Bertelsmann Stiftung und des österreichischen Außenministeriums saßen 30 führende Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft an einem Tisch, darunter die EU-Außenbeauftragte Catherine Ashton, der georgische Außenminister Grigol Vashadze, dessen aserbaidjanischer Amtskollege Dr. Elmar Mammadyarov und WTO-Generaldirektor Pascal Lamy. Aus 16 Ländern waren sie angereist – ein globaler Mix, der notwendig ist, um so ein weltweites Problem anzugehen. Sean Cleary, Gründer der FutureWorld Foundation, fasste die Aufgabenstellung zusammen: „Das Wirtschaftsmodell, das wir seit rund 150 Jahren bemühen, war unglücklich erfolgreich. Es hat die Möglichkeiten von über einer Milliarde Menschen erweitert und viele aus der Armut geholt. Aber das hat einen hohen Preis gekostet, was die Umwelt und das Klima angeht. Wir müssen darüber nachdenken, wie ein Wachstumsmodell für die Zukunft ausse-

hen könnte.“ Eines, das den Klimawandel oder den drohenden Mangel an Ressourcen wie Wasser oder Energie dringlich mit einbezieht.

Schnelles Handeln notwendig

Für Sung-Joo Kim, eine der erfolgreichsten Unternehmerinnen Asiens, stimmten die Voraussetzungen für Erfolg an diesem Tag. Sie lobte die gestiegene Frauenquote im Teilnehmerkreis: „Vergangenes Jahr saßen nur drei Frauen am Tisch, jetzt sind es acht. Von mir aus dürften es noch mehr werden. Frauen packen Probleme sehr pragmatisch an, Männer oft nur rhetorisch“, erklärte die koreanische Gründerin der Sung-Joo Group (vermarktet Luxusmarken wie Gucci oder Yves Saint Laurent). Wie um diese These zu bestätigen, ermahnte eine ihrer Mitrednerinnen die Gesprächsrunde zum schnellen Handeln, „denn die Welt bewegt sich ganz und gar nicht in die richtige Richtung.“

Zur Vorbereitung des Triloges waren von der Bertelsmann Stiftung und der FutureWorld Foundation sieben internationale Think Tanks beauftragt worden, Fragen zu Wachstumsstrategien und Wertvorstellungen aus der Perspektive des jeweiligen Landes zu beantworten. Dazu zählten unter anderem: The Brookings Institution (Washington, D.C.), Chatham House (London), Observer Research Foundation (Neu-Delhi), Getúlio Vargas Foundation (Rio de Janeiro). „Die Ergebnisse waren sehr unterschiedlich, da verschiedene Interessen, Werte und Prioritäten zählen“, so Sean Cleary. „Einige kamen zu keiner Lösung – für die einen zählt das Bruttoinlandsprodukt, für



„Das, was wir haben, muss gerecht geteilt werden“

Wim Kok, ehemaliger niederländischer Ministerpräsident



DR. KANDEH K. YUMKELLA

Generaldirektor der Organisation der Vereinten Nationen für industrielle Entwicklung

„Wir brauchen eine Koalition der Willigen, eine Koalition aus Regierungen, Firmen und Verbrauchern. Auch sie müssen ihr Verhalten ändern.“



SUNG-JOO KIM

koreanische Gründerin der Sung-Joo Group:

„Letztes Jahr saßen nur drei Frauen am Tisch, jetzt sind es acht. Von mir aus dürften es noch mehr werden. Frauen packen Probleme sehr pragmatisch an, Männer oft nur rhetorisch.“

Unter den Teilnehmern des Salzburger Trilogies: EU-Außenbeauftragte Catherine Ashton, Österreichs Vize-Bundeskanzler Dr. Michael Spindelegger, Liz Mohn, Mitglied des Vorstandes der Bertelsmann Stiftung, Dr. Helga Rabl-Stadtler, Präsidentin des Direktoriums der Salzburger Festspiele (vordere Reihe, 4. bis 7. von links), der ehemalige österreichische Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel (2. von rechts) sowie vom Vorstand der Bertelsmann Stiftung Vorsitzender Aart De Geus und Dr. Jörg Dräger (4. und 8. von rechts)

die anderen die Umwelt.“ Während sich die Brasilianer zum Beispiel in ihrem Thesenpapier für den Aufbau eines globalen Forums für nachhaltige Wirtschaft aussprechen, machen die Amerikaner deutlich, dass ihr Heimatland nicht bereit ist, sich ausländischen Regulationen zu unterwerfen. Schnell wurde klar, dass es nicht eine Generallösung für alle geben kann.

Aber wie können sich einzelne Länder dennoch in eine bessere, nachhaltige Richtung bewegen – und so doch gemeinsam zum Ziel gelangen? Dr. Kandeh K. Yumkella, Generaldirektor der Organisation der Vereinten Nationen für industrielle Entwicklung, erklärte: „Wir brauchen eine Koalition der Willigen, eine Koalition aus Regierungen, Firmen und Verbrauchern. Auch sie müssen ihr Verhalten ändern. Die Einwohner in Singapur zum Beispiel verbrauchen weniger Wasser pro Kopf als die Amerikaner,



Liz Mohn, stellvertretende Vorsitzende der Bertelsmann Stiftung, mit dem ehemaligen österreichischen Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel und dem österreichischen Vize-Kanzler Dr. Michael Spindelegger (rechts)

dabei ist ihr Lebensstandard nicht niedriger, sondern mindestens genau so hoch. Die Japaner und die Norweger sind bereits Energiesparer. In der ganzen Welt gibt es Beispiele dafür, dass man mit weniger leben und trotzdem zufrieden sein kann.“

Wichtig ist Zufriedenheit

Zufrieden sein – das war das Schlagwort für Grigol Vashadze. „Die Bürger sind doch diejenigen, die vom Wachstum profitieren sollen. Warum fragen wir sie also nicht zuerst, was sie gern von uns hätten?“ Für Deutschland hatte die Bertelsmann Stiftung genau das im Vorfeld getan und eine TNS-Emnid-Umfrage in Auftrag gegeben: „Gesundheit“, „Zufriedenheit mit der persönlichen Lebenssituation“ und „Schutz für Umwelt“ belegen die ersten Plätze bei der Frage nach persönlich wichtigen Dingen. „Geld und Besitz zu sichern und zu mehren“ liegen dagegen weit hinten. 89 Prozent der Befragten meinen, dass es möglich ist, materiellen Wohlstand mit Umweltschutz und einem sorgsamem Umgang mit Ressourcen zu vereinen.

Um das zu erreichen, ist ein Umdenken unumstößlich, darin war sich die Salzburger Runde einig. Allerdings ist laut der slowakischen Ex-Regierungschefin Dr. Iveta Radičová die Zeit für diesen Schritt noch nicht reif. „Vergesst es!“, betonte sie lautstark. „Wir sind alle verschuldet, was für ein Wachstum kann es da geben?“ Die Politikerin sieht die Demokratie als solche in Gefahr. „Wir stecken auch in einer Krise des Vertrauens und müssen die Wahrheit sagen. Vielleicht fangen die Bürger dann wieder an, uns zu glauben.“

Den „Gordischen Knoten“ habe man an diesem Tag wohl nicht ganz lösen können, sagte Beatrice Weder di Mauro, Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, nach der Veranstaltung. „Schließlich ist das eine der



SEAN CLEARY
Gründer der FutureWorld Foundation

„Wir müssen darüber nachdenken, wie ein Wachstumsmodell für die Zukunft aussehen könnte.“

schwierigsten Fragen überhaupt, die man stellen konnte. Aber ich denke, dass man einen Schritt weitergekommen ist.“ Der ehemalige österreichische Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel rief die Teilnehmer dazu auf, die entwickelten Ideen in zukünftige Debatten einzubringen und Koalitionspartner zu finden. Der niederländische Ex-Ministerpräsident Wim Kok zeigte sich zuversichtlich, dass ein Umdenken möglich ist: „Das, was wir haben, muss gerecht geteilt werden. Und das Ziel sollte nicht ‚mehr‘, sondern ‚besser‘ lauten. Das bedeutet einen stärkeren Fokus auf Umweltthemen und Nachhaltigkeit. Am Ende des Tages hängt das Glück der Menschen nicht davon ab, wie viel sie bekommen, sondern was sie damit tun können.“ □



info >

Salzburger Trilog

Jedes Jahr laden Bertelsmann Stiftung und das österreichische Außenministerium renommierte **Entscheidungsträger** aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft nach Salzburg ein, um über **drängende Zukunftsfragen zu diskutieren**. Der vom ehemaligen österreichischen Bundeskanzler Dr. Wolfgang Schüssel initiierte Round Table findet seit 2007 in Kooperation mit dem österreichischen Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten **im Rahmen der Salzburger Festspiele** statt. Ziel ist es, ein **Forum für den internationalen Kulturdialog** zu bieten. Im Spannungsfeld der drei ansonsten voneinander getrennten gesellschaftlichen Bereiche Wirtschaft, Politik und Kultur treffen internationale Entscheidungsträger in einen interdisziplinären und interkulturellen „Trilog“ zu den drängenden Zukunftsfragen Europas und der Welt zusammen.

WEBLINK:
www.bertelsmann-stiftung.de/kulturdialog

KONTAKT: Dr. Peter Walkenhorst
peter.walkenhorst@bertelsmann-stiftung.de



BEATRICE WEDER-DI MAURO

Professorin für Volkswirtschaftslehre an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz, bis 2012 im „Rat der Wirtschaftsweisen“

„Ich denke, dass man einen Schritt weitergekommen ist.“

Neuerscheinungen

LebensUmwege

Wie Alleinerziehende es schaffen, den Alltag zu bewältigen. Mit Mut, Ausdauer, Organisationstalent – und viel Liebe. Ein neues Buch erzählt von starken Müttern und Vätern



Anie Böse, hier mit ihrem Sohn Lionel. Genau wie sie erzählen Alleinerziehende in einem neuen Buch ihre Geschichten und beschreiben ihre LebensUmwege

Anie Böse (29) wurde mit 16 Jahren schwanger. Damals ging sie noch zur Schule. Sie bekam das Kind, trennte sich von dessen Vater, ihrer Jugendliebe, und zog das Kind allein groß. Anie schaffte den Realschulabschluss, die Fachhochschulreife und studierte. Ihr Sohn Lionel (12) geht jetzt aufs Gymnasium. Er ist ein guter Schüler, hat fast nur Einsen und Zweien im Zeugnis. Wie sie das geschafft hat, wo sie Unterstützung bekommen hat – und wo nicht –, das erzählt sie in dem Buch „LebensUmwege: Alleinerziehende“. Genau wie Udo Radloff (53), der sich das alleinige Sorgerecht für seine Tochter Doreen erkämpft hat, als sie zweieinhalb Jahre alt war. Doreen (9) ist ein Kind mit Handicap. Sie geht in die dritte Klasse der Raboisen-Schule in Elmshorn, einer Förderschule für Behinderte. Aufgrund seiner Erfahrungen hat der gelernte Kaufmann eine Weiterbildung zum Systemischen Familiencoach gemacht und das Netzwerk für Alleinerziehende Norddeutschland e.V. aufgebaut.

Immer mehr Kinder in Deutschland wachsen überwiegend bei nur einem Elternteil auf. Alleinerziehende Mütter und Väter haben es nicht leicht. Sie müssen große Hürden überwinden, um Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, und erfahren verhältnismäßig wenig Unterstützung durch Gesellschaft und Staat.

Dabei gehen sie häufig bis an ihre persönlichen Belastungsgrenzen. Trotzdem schaffen es die meisten – aus eigener Kraft und unter Mithilfe von Arbeitgebern, Familie, Freunden und anderen Vertrauenspersonen.

Die Geschichten in „LebensUmwege: Alleinerziehende“ erzählen von starken Müttern und Vätern, die den Alltag mit Mut, Ausdauer und Organisationstalent bewältigen – und die sich mit viel Liebe um ihre Kinder kümmern. Das Buch konzentriert sich dabei nicht nur auf die Ein-Eltern-Familie, sondern lässt auch das Umfeld zu Wort kommen. Es entsteht ein umfassendes Bild über Personen, Entscheidungen und Faktoren für das Gelingen der Lebenswege.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

LebensUmwege: Alleinerziehende



Allein, gemeinsam, stark
ca. 100 Seiten, Broschur mit vielen Fotos
ca. 18 Euro
ISBN 978-3-86793-437-4
Erscheint auch als E-Book

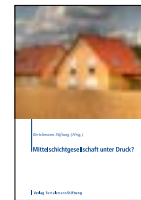
Weitere neue Publikationen

Gesellschaft

Die Armut am unteren Ende unserer Gesellschaft wächst – am oberen Ende dagegen steigt der Reichtum. Soziale Ungleichheiten und Unsicherheiten verstärken die Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft. Status, Bildung und Beruf, über lange Jahrzehnte Faktoren, die das Selbstverständnis für die breite Mitte bestimmt haben, geraten ins Wanken. Stimmt das Bild von der sogenannten sozialen Schere, die sich immer weiter öffnet? Bedeutet das auch das Ende unserer traditionellen Mittelschichtgesellschaft? Die Studie veröffentlicht Daten zur ökonomischen und sozialen Entwicklung der mittleren Schichten in Deutschland.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

Mittelschichtgesellschaft unter Druck?



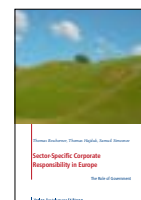
ca. 100 Seiten, Broschur
ca. 15 Euro
ISBN 978-3-86793-432-9
Erscheint auch als E-Book

Wirtschaft

Komplexe Probleme in einer globalisierten Welt erfordern kollektives Handeln. So bindet die Politik zunehmend Unternehmen ein, um über Corporate Responsibility (CR) gesellschaftliche Probleme zu lösen. Welche Rolle aber kann Politik in branchenspezifischen CR-Initiativen spielen? Wie kann sie die Unternehmen bei der Wahrnehmung ihrer Verantwortung unterstützen? Was sind gute Ansätze und Strategien? Die vorliegende Studie unternimmt eine Bestandsaufnahme von CR-Initiativen.

Thomas Beschorner, Thomas Hajduk, Samuil Simeonov

Sector-Specific Corporate Responsibility in Europe The Role of Government



ca. 300 Seiten, Broschur
ca. 35 Euro
ISBN 978-3-86793-337-7
Nur in englischer Sprache erhältlich.
Erscheint auch als E-Book

Brüssel

Zweite Karriere

Beschäftigung in jedem Alter war das Thema einer gemeinsamen Konferenz von Bertelsmann Stiftung und EPC in Brüssel

Demographie: Wie kann aktives Altern im Arbeitsleben gelingen? Diese Debatte führten das Brüsseler Büro der Bertelsmann Stiftung und das European Policy Centre (EPC) auf einer Konferenz, die als Auftakt zu einem gemeinsamen Projekt stattfand. Beide Institutionen wollen die Beschäftigungschancen von älteren Arbeitnehmern fördern. László Andor, EU-Kommissar für Beschäftigung, Soziales und Integration, betonte, dass „aktives Altern im Arbeitsleben“ in Europa nicht nur aus individueller Perspektive, sondern auch vom gesamtwirtschaftlichen Standpunkt aus geboten sei.

Es sollte eine Priorität der europäischen Politik sein, „Menschen, die nicht mehr ihre bisherige Beschäftigung ausüben oder in Vollzeit arbeiten können, die Chance zu eröffnen, erfolgreich am Erwerbsleben teilzunehmen – selbst bis ins höhere Alter.“ Die Bundesministerin für Arbeit und Soziales, Ursula von der Leyen, hob die Bedeutung adäquater Angebote für lebenslanges Lernen hervor und appellierte an die Wissenschaft, ihren Beitrag zur Debatte zu leisten: „Es müssen faktengestützte Erkenntnisse und Beispiele guter Praxis in Europa ausgemacht werden, um Arbeitgeber zu überzeugen, in die Qualifizierung ihrer Mitarbeiter zu investieren: Erfolgsgeschichten sind weitaus überzeugender als politische Reden.“

WEBLINK: www.bertelsmann-stiftung.de

KONTAKT: Thomas Fischer
thomas.fischer@bertelsmann-stiftung.de



Anne-Sophie Parent, Generalsekretärin der AGE Platform Europe, László Andor, EU-Kommissar für Beschäftigung, Soziales und Integration, Ursula von der Leyen, Bundesministerin für Arbeit und Soziales, Sven Otto Littorin, ehemaliger schwedischer Minister für Beschäftigung, in der Diskussion mit Aart De Geus (von links)



„Ältere Menschen wollen arbeiten. Aber damit sie dazu in der Lage sind, muss man ihnen eine helfende Hand reichen. Der Erfolg aktiven Alterns im Arbeitsleben liegt in der Verantwortung aller beteiligten Akteure“

Aart De Geus, Vorstandsvorsitzender der Bertelsmann Stiftung

Asien

Zusammenarbeit mit Korea

Liz Mohn und Aart De Geus vom Vorstand der Bertelsmann Stiftung sprachen mit dem koreanischen Premierminister Kim Hwang-sik über den zukünftigen Dialog mit der Bertelsmann Stiftung

Globalisierung: Die Folgen und Chancen der Globalisierung für Korea und Deutschland standen im Mittelpunkt von Gesprächen des Stiftungsvorstands mit dem koreanischen Premierminister Kim Hwang-sik. Der Premierminister hob die

zahlreichen Gemeinsamkeiten beider Länder hervor, wie die Teilung und den wirtschaftlichen Aufstieg. Er bekundete großes Interesse an dem Modell der Bertelsmann Stiftung für eine Non-Profit-Ratingagentur (INCRA).

Liz Mohn, stellvertretende Vorsitzende des Vorstands der Bertelsmann Stiftung, wies auf die Notwendigkeit eines intensiven Dialogs hin, um angesichts ähnlicher Herausforderungen in Wirtschaft und Gesellschaft voneinander zu lernen. Aart De Geus betonte die Bedeutung Koreas als „Dolmetscher“ zwischen Asien und der westlichen Welt. Daher sei ein Dialog wichtig für die Verständigung zwischen Europa und Asien insgesamt.

WEBLINK: www.bertelsmann-stiftung.de/asien

KONTAKT: Helmut Hauschild
helmut.hauschild@bertelsmann-stiftung.de



Aart De Geus, Vorstandsvorsitzender der Bertelsmann Stiftung, und Liz Mohn, stellvertretende Vorsitzende, vereinbarten zukünftige Dialoge mit Koreas Premierminister Kim Hwang-sik und Botschafter Hans-Ulrich Seidt (von links)

Neuerscheinung

Aufstrebende Wirtschaftsmächte

Die Globalisierung besser verstehen

Weltwirtschaft: Nirgendwo zeigt sich die globale Verschiebung wirtschaftlicher Macht deutlicher als im Wandel der weltweiten Investitionsströme. Jahrzehntlang waren es Unternehmen aus den etablierten Industrieländern, die sich kostengünstigere Produktionsstandorte oder neue Absatzmärkte erschlossen. Heute machen aufstrebende Wirtschaftsmächte wie China, Indien und Brasilien mit ihrer Finanzstärke den Staaten der Ersten Welt diese Vorherrschaft streitig. Internationale Wirtschaftsexperten nehmen in „Shaping Globalization“ Stellung zu den Fragen: Wie verändern ausländische Direktinvestitionen das Gefüge der Weltwirtschaft? Welche Rolle spielt China? Welche Ziele verfolgen die reichen Staatsfonds aus den aufsteigenden Schwellenländern bei ihren Investitionen? Wird Deutschland mit seiner alternden Bevölkerung als Investor bedeutungslos?



Bertelsmann Stiftung (ed.)
Shaping Globalization
New Trends in Foreign Direct Investment

ca. 200 Seiten, Broschur
ca. 25 Euro
ISBN 978-3-86793-433-6
Nur in englischer Sprache erhältlich.
Erscheint auch als E-Book
www.bertelsmann-stiftung.de/verlag

Globalisierung

Blogger aus Brasilien

Journalisten und Wissenschaftler berichten über ihre persönlichen Erfahrungen mit globalen Problemen

Symposium: Vom 15. bis zum 17. Oktober 2012 findet das Global Economic Symposium (GES) in Rio de Janeiro statt. Nach der Auftaktveranstaltung 2011 in Kiel richten die Bertelsmann Stiftung und das Institut für Weltwirtschaft die Veranstaltung dieses Mal in Brasilien aus. Dafür arbeiten sie erstmals mit brasilianischen Bloggern zusammen.

Bis zum Symposium schreiben bekannte Journalisten und Wissenschaftler zu Themen des GES, um dann von dort direkt zu berichten. Das Ziel der Zusammenarbeit mit brasilianischen Bloggern ist es, globale Probleme durch persönliche Geschichten aus dem Leben der Betroffenen anschaulich zu machen.

WEBLINKS: www.blog.global-economic-symposium.org
www.futurechallenges.org

KONTAKT: Tom Fries
tom.fries@fundacionbertelsmann.org

Spanien

„Wald der Nationalitäten“

Spanischer Schulwettbewerb zeichnete Integrationsprojekt aus

Wettbewerb: Mit Wandgemälden und Plakaten setzten 12- bis 14-jährige Schüler der Santiago-Grisolia-Sekundarschule im spanischen Cuenca künstlerisch ihre Idee um: ein Wald, der alle Nationalitäten der Schüler repräsentiert. Für dieses Projekt erhielten sie nun einen Preis des Schulintegrationswettbewerbs der Fundación Bertelsmann: einen Kommunikations-Workshop mit der Moderatorin Desirée Ndjambo, deren Vater aus Äquatorialguinea stammt. Aufgrund ihrer eigenen Familiengeschichte engagiert sie sich als Botschafterin für den Integrationswettbewerb. Sie vermittelte den Schülern, Kommunikation sei „wichtig für den sozialen Zusammenhalt und der einzige Weg, um herauszufinden, wie andere Menschen leben, wodurch positive Bindungen entstehen und Vorurteile vermieden werden.“ Der Schulwettbewerb „Eres joven, ¡triumfaras!“ wird von der Fundación Bertelsmann in Kooperation mit dem spanischen

Bildungsministerium und mit Unterstützung des Bündnisses der Zivilisationen der UN organisiert.

WEBLINK: www.eresjoventriunfaras.org

KONTAKT: Irene Pardo
irene.pardo@fundacionbertelsmann.org



Die spanische Moderatorin Desirée Ndjambo besuchte die Preisträgerschule des Wettbewerbs. Was in Deutschland „Alle Kids sind VIPs“ ist, heißt in Spanien „Eres joven, ¡triumfaras!“ Ziel ist in beiden Wettbewerben dasselbe: Integration durch Bildung



Yared Dibaba wurde 1969 in Äthiopien geboren und lebt heute in Hamburg. Für „Die Welt op Platt“ (NDR) besuchte er Plattdeutsch Sprechende in aller Welt

Ich glaube, so fühlt es sich an, wenn man angekommen ist in der neuen Heimat. Ich kann von mir mit Fug und Recht behaupten, dass ich ein Deutscher bin. Bei der WM 2006 habe ich dieses Gefühl das erste Mal verspürt. Ich habe mich bei dem einen oder anderen Deutschlandspiel dabei erwischt, dass ich für unsere Jungs mitgefiebert habe. Ach, was soll das, nein, ich habe mitgegrölt. Ich habe sogar eine Deutschlandfahne für das Auto gekauft und bin damit wie jeder andere Deutsche auch durch die Gegend gefahren. Als ob das jeder andere Deutsche auch gemacht hat. Das ist übrigens auch ein typisch deutscher Schnack: „Wenn das jeder so machen würde.“

Dann kam die WM in Südafrika, die erste auf afrikanischem Boden. Da habe ich natürlich auch wieder für die Deutschen mitgegrölt. Nur als Jogis Jungs gegen Ghana gespielt haben, schlug mein Herz für die afrikanische Mannschaft – logischerweise. Ist ja der Kontinent, auf dem ich das Licht der Erde erblickt habe. Mama Afrika eben. Daher muss ich jetzt niemandem erklären, dass ich natürlich auch mit Leib und Seele stolzer Oromo und Afrikaner bin. Aber das Gute ist ja, ich kann mir das Deutschsein immer schön aussuchen und immer schön zurechtlegen, so wie es mir gerade in den Kram passt.

Wie zum Beispiel an diesem ganz gewöhnlichen Sonntagmittag, da wollte meine Frau, dass wir beim Portugiesen mittagessen. Sie hatte so richtig Lust auf Bacalhau – auf Deutsch würde man Kabeljau sagen – mit Reis und mit Salat. Echte portugiesische Heimatkost. Ich hatte aber Lust auf deutsche Küche. Rouladen, nach Muddis Art. Meine Mutter ist zwar nicht deutsch, auch wenn viele behaupten, ich spräche so gut Deutsch, als wäre es meine zweite Muttersprache. Ich habe aber nur die eine Mutter und die ist Oromo. Aber ihre Rouladen können es locker mit

„Deutsche Rouladen oder portugiesischen Bacalhau?“

Herr Dibaba, Sie als Deutscher (3)

Kulinarische Pattsituation

Der Moderator Yared Dibaba stammt aus Äthiopien, spricht fließend Plattdeutsch und schlägt mühelos eine Brücke zwischen den Kulturen. Nur ein paar Dinge sieht der „change“-Kolumnist ein bisschen anders

Von Yared Dibaba – Foto: Arne Weychardt

den Rouladen manch anderer deutscher Muddi aufnehmen. Aber jetzt heißt es nicht, sich gegenüber anderen deutschen Rouladen zu behaupten, sondern gegen den portugiesischen Bacalhau. Deutschland gegen Portugal und das in einer Familie, in der die Hälfte aus Oromia stammt, also aus Äthiopien, nämlich 50 Prozent Oromoblut vs. 50 Prozent portugiesisches Blut. Aber rein statistisch, und jetzt kann ich wieder die deutsche Karte spielen, bilden wir Deutschen, meine beiden Söhne und ich, in der Familie mit 75 Prozent die absolute Mehrheit – meine Frau hat also mit ihren 25 Prozent wenig zu melden.

Das ist natürlich Grund genug, mich sicher zu fühlen und eine Kampfabstimmung einzuberufen. Also frage ich in die Runde: „Jungs, was wollen wir essen? Deutsche Rouladen oder portugiesischen Bacalhau?“ „Was sind wir denn?“, kommt es von der Rückbank. „Was steht denn in euren Ausweisen?“, frage ich zurück. Natürlich: „Staatsangehörigkeit: deutsch“. Das war für den einen das Argument, sich für die deutsche Küche zu entscheiden. Aber der andere hält doch tatsächlich zu seiner Mutter, der Ausländerin. Das kann ja wohl nicht angehen. Wir sind doch in Deutschland und müssen uns jetzt wegen einer Ausländerin und ihres Sohns einer Pattsituation hingeben. Obwohl wir hier in Deutschland sonntags immer Rouladen essen. Da habe ich wohl ein wenig zu hoch gepokert. Blut ist halt doch dicker als Papier. Und als ich ein

wenig geschockt erst einmal die nächste Grünphase abwartete, erscheint doch glatt über unseren Köpfen eine goldene Friedensmöwe, mit den besten Grüßen aus den USA. Die Amerikaner mal wieder in ihrer Mission Peacemaker unterwegs. Zehn Minuten später saßen wir dann wieder einmal in einem Feinschmecker- und Gourmetrestaurant – jeder von uns mit einem Burger und einem breiten Grinsen im Gesicht. Thank you, America. ■

Making-of

Mücken ...

... **überall Mücken!** Unser Fotograf Axel Martens und unser Autor Olaf Tarmas kamen sich wie nach einer dreitägigen Akupunktursitzung vor, als sie aus dem Spreewald zurückkamen. Ihre Geschichte über die dortige Bürgerstiftung (ab Seite 28) führte die beiden mitten durch die Natur, entlang der Kanäle, durch Biosphärenreservate, Sümpfe und dichte Wälder. Ihre ständigen Begleiter: Mückenschwärme. Am Ende hatte jeder der beiden um die 50 Mückenstiche. Sie kamen leider nicht dazu, sie bis zu Ende zu zählen. Dieses Jucken ...

**Glossar**

Freiwilliges soziales Jahr und Bundesfreiwilligendienst

Das **freiwillige soziale Jahr (FSJ)** und der **Bundesfreiwilligendienst (BFD)** haben viele Gemeinsamkeiten - beide haben ähnliche Einsatzgebiete, dauern sechs bis 18 Monate, in Ausnahmefällen zwei Jahre und werden mit einem monatlichen Taschengeld von 336 Euro vergütet. Das FSJ richtet sich an junge Menschen ab Vollendung der Vollzeitschulpflicht bis zur Vollendung des 27. Lebensjahres, für den BFD gibt es ab Vollendung der Vollzeitschulpflicht keine Altersbeschränkung. Das von anerkannten Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege auf Landesebene getragene FSJ macht man nur einmal im Leben, der von der Bundesrepublik Deutschland angebotene BFD kann nach jeweils fünf Jahren mehrfach wiederholt werden. Im Gegensatz zum FSJ ist er nur innerhalb Deutschlands möglich.

Weitere Infos: www.bundesfreiwilligendienst.de

Nachgefragt

Wie läuft die Karriere?

In „change“ erzählen wir viele aktuelle Geschichten - hier fragen wir nach, wie sie weitergegangen sind



Für die Ausgabe „Chancen für Kinder“ (change 2/2012) besuchten Autorin Anna Butterbrod und Fotograf Enno Kapitza die Kinderdarstellerin Mercedes Jadea Diaz, die für ihre Rolle in „Wickie und die starken Männer“ bereits einen Bambi bekam

Der nächste Bambi vielleicht schon in Sicht? Jedenfalls steht Mercedes Jadea Diaz jetzt erneut kurz vor dem Start eines großen Kinofilmes. Die Zwölfjährige, der die Arbeit vor der Kamera einen so riesigen Spaß macht, dass sie gar nicht mehr genug von der Schauspielerei bekommen kann, wird in der Romanverfilmung von Daniel Kehlmanns Bestseller „Die Vermessung der Welt“ Johanna, die Ehefrau der Hauptdarstellerfigur, in jungen Jahren spielen. Dabei steht sie unter anderem an der Seite von Florian David Fitz und Katharina Thalbach. Gedreht wurde vergangenes Jahr in Görlitz, Wien und Ecuador. Regie führt kein Geringerer als Detlev Buck, für den der Film zugleich eine Premiere sein wird, da es sein erster Kinofilm in 3-D ist.

Kinostart von „Die Vermessung der Welt“: 25. Oktober 2012

FOTOS: AXEL MARTENS, FACE-TO-FACE



WWW.CHANGE-MAGAZIN.DE

Entdecken Sie change online!

Alle Schwerpunkt-Geschichten, das aktuelle Heft und alle vorherigen Ausgaben als Download gibt es auf www.change-magazin.de. Einfach mal vorbeischaun!

IMPRESSUM

Herausgeber
Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh

Verantwortlich
Regina Körner (V.i.S.d.P.)

Redaktion
Christian Rickerts (Ltg.),
Ulrike Osthus

Redaktionelle Mitarbeit
Tanja Breukelchen

Creative- und Art-Direction
Dirk Bartos, Andreas Kersten,
BartosKersten Printmediadesign,
Hamburg

Gestaltung / Fotoredaktion
Melanie Meißner, Sandra Sodemann

Textredaktion / Lektorat
Johannes Taubert,
Oliver Holzweißig, Helga Berger

Lithografie
OPS Obenhaupt Publishing Service GmbH,
Hamburg

Druck
Mohn media, Gütersloh
© Bertelsmann Stiftung, September 2012

**ABO-SERVICE**

change Kostenfrei abonnieren:

www.change-magazin.de
change@bertelsmann-stiftung.de
Tel.: 05241 - 81-81149
Fax: 05241 - 81-681298

Nächste Ausgabe - change 4/2012: 25 Jahre „Neue Stimmen“

Grenzerfahrungen, die miteinander verbinden

Verschiedenheit erkennen und Europa verstehen



Zentrale demokratische Grundbegriffe müssen von jeder Generation neu mit Inhalten gefüllt werden. Was bedeuten »Freiheit, Gleichheit, Solidarität« heute für Deutsche, Franzosen und Polen? Zur Erinnerung: Es ist mehr als zwei Jahrzehnte her, dass die Mauer fiel und man in Ost und West in ein neues europäisches Zeitalter aufbrach. Die Autoren geben in diesem Buch Definitionen für die Begriffe »Freiheit«, »Gleichheit« und »Solidarität«. Gibt es Schnittstellen für ein gemeinsames europäisches Verständnis?

Zwölf Autoren und Interviewpartner aus Deutschland, Frankreich und Polen, u. a. Marianne Birthler, André Glucksmann und Adam Krzemiński, beantworten in diesem Buch bewegende Fragen und ziehen ihre Schlüsse für die gemeinsame europäische Zukunft.

Bertelsmann Stiftung (Hrsg.)

Freiheit, Gleichheit, Solidarität

Europas Zukunft – Anstöße aus Deutschland,
Frankreich und Polen

2012, 136 Seiten, Broschur mit zahlreichen Fotos
22,- Euro

ISBN 978-3-86793-345-2

Verlag BertelsmannStiftung

Verlag Bertelsmann Stiftung | Postfach 103 | 33311 Gütersloh

Bei Interesse an weiteren Publikationen aus dem Verlag:

www.bertelsmann-stiftung.de/verlag | sabine.reimann@bertelsmann-stiftung.de

